



## **The Law or: The affliction (Das Gesetz oder: Die Heimsuchung)**

Authors: Hans-Joachim Behrendt  
Submitted: 11. May 2017  
Published: 12. May 2017  
Volume: 4  
Issue: 2  
Affiliation: Criminal Law Department, Friedrich-Schiller-University Jena, Germany  
Keywords: The Law of laws, Oedipus-Myth, Sophokles, Mother-Son-Incest, Psychoanalysis; Das Gesetz der Gesetze, Oedipus-Mythos, Sophokles, Mutter-Sohn-Inzest, Psychoanalyse  
DOI: 10.17160/josha.4.2.291

# JOSHA

[josha.org](http://josha.org)

**Journal of Science,  
Humanities and Arts**

JOSHA is a service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content

**Das Gesetz  
oder: Die Heimsuchung**

**Hans - Joachim Behrendt**

# Inhaltsverzeichnis

## Seite

1	<u>A. Einleitung</u>
1	<u>I. Das Gesetz der Gesetze</u>
2	<u>II. Der Mythos des Oedipus</u>
5	<u>B. Kapitel 1</u> <u>Die Deutung des Mythos. Allgemeine Bemerkungen.</u>
13	<u>C. Kapitel 2</u> <u>Der elterliche Missbrauch eines Kindes. Theoretische Überlegungen.</u>
27	<u>D. Kapitel 3</u> <u>Der frühe Missbrauch des Oedipus durch seine Mutter. Nachweise anhand seiner Geschichte.</u>
27	<u>I. Das Schicksal des Oedipus von seiner Geburt bis zu seiner Heirat der Königswitwe Jokaste und der Erringung der Königswürde in Theben.</u>
47	<u>II. Der weitere Weg des Oedipus als König von Theben: Der Ausbruch der Pest, die Suche nach dem Schuldigen und die Apokalypse.</u>
79	<u>III. Das Leben des Oedipus in der Fremde bis zu seinem Tod.</u>
86	<u>E. Schluss</u>
91.	<u>Literatur</u>

# **Das Gesetz oder: Die Heimsuchung**

## A. Einleitung

### I. Das Gesetz der Gesetze

Das Gesetz, von dem hier die Rede ist, ist unerbittlich. Immer gilt es und überall. Auch bedarf es zu seiner Geltung keiner Verkündung. Und selbst, würde es als Text verkündet, es hülfe und änderte wenig.

Das Gesetz waltet und wirkt im Stillen, im Schattenhaften, im Verborgenen. Zugleich ist das Gesetz unbarmherzig und grausam. Verstöße werden streng und gnadenlos bestraft. Die Verfehlungen der Eltern werden noch an den Kindern und den Kindeskindern geahndet, ganz wie es in Exodus 20,5 heißt: „Ich verfolge die Schuld der Väter an den Söhnen in der dritten und vierten Generation.“ Das Gesetz spendet denen, die ihm gehorsam sind, Segen und Gedeihen, auch über die Generationen hin. Der Gesetzestreue gehorcht dem Gesetz, auch wenn er es nicht kennt.

Dem Gescheiterten offenbart sich das Gesetz am ehesten, allerdings nur, wenn er einsichtig ist. Die Aussage des Gesetzes ist einfach und klar. Es verbietet den Inzest, die erotisch-sinnliche und narzisstische Bindung an die Eltern. Da wir alle solchen Strebungen in der Kinder- und Jugendzeit unterliegen, verlangt das Gesetz die Verabschiedung aus derartigen Liebesbeziehungen zur rechten Zeit. Solche stets trauervolle Verabschiedung ist von Seiten der Kinder ohne die verständnisvolle und kundige Hilfe der Eltern kaum zu leisten. Anders gewendet: Nur wer selbst dem Gesetz gehorsam ist, eröffnet den Kindern den Weg der Gesetzestreue. Deutlicher: Wer dem Gesetz nicht gehorcht, verführt seine Kinder, und sei es auch nur unbewusst, zum Ungehorsam gegenüber den Anforderungen des Gesetzes. Damit bleiben diese Kinder in den sinnlich-sexuellen und auch narzisstischen Bindungen an die Eltern gefangen und in den aus deren unvermeidlicher Enttäuschung entstehenden Hass-, Angst- und Schuldgefühlen gegenüber ihren Vätern und Müttern, zumeist ein Leben lang.

Da nun die Befolgung des Gesetzes reichen Segen bringt, seine Verfehlung aber großen Schaden, und die Auswirkungen von Gesetzestreue und Gesetzlosigkeit nicht nur den Einzelnen sondern auch die Gemeinschaft im Kern treffen, bedarf das Gesetz auch der öffentlichen Darstellung und Verkörperung, gewissermaßen als Gesetz der Gesetze. Erst das Zusammenspiel von bürgerlichem und staatlichem Gesetzesgehorsam erwirkt den vollen Gewinn, den die Treue zum Gesetz abwirft. Verfehlt öffentliche oder staatliche Existenz die Anforderungen des Gesetzes, so entsteht unermesslicher Schaden, gleich wie im Fall individuellen Versagens.

Die Aufklärung über Eigenart und Wirkweise des Gesetzes voranzutreiben ist angesichts seiner existenziellen Bedeutung für den Einzelnen und die Gesellschaft und vor allem wegen der vernichtenden Auswirkungen der Missachtung des Gesetzes ein zwingendes Gebot. Da das Gesetz aber überwiegend im Geheimen wohnt und wirkt, steht die Erfüllung dieser Forderung vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Zu allen diesen Fragen, die Gestalt und Wirkung des Gesetzes betreffen, äußert sich der Mythos des Oedipus in großer Deutlichkeit, zuerst zum Inhalt des Gesetzes, der sich dem Gescheiterten am klarsten offenbart, dann zu seiner Unerbittlichkeit und Härte, mit der es noch die Enkel und Urenkel für Verfehlungen ihrer Vorväter büßen lässt, und schließlich zur Notwendigkeit staatlicher Existenz unter dem Gesetz, wenn das Gemeinwesen gedeihen soll.

Zugleich stellt sich der Mythos, das darf keineswegs übersehen werden, in den harten Dienst der Aufklärung und damit der Überwindung der verhängnisvollen Wirkungen der Gesetzlosigkeit.

## II. Der Mythos des Oedipus<sup>1</sup>

Oedipus, der Sohn des Laios, des Königs von Theben aus dem Geschlecht des Kadmos, und der Jokaste, wurde bald nach seiner Geburt von seiner Mutter einem Diener mit dem Befehl übergeben, ihn im Gebirge Kithairon auszusetzen. Dem Kleinen waren die Fersen durchstochen und die Füße zusammengebunden worden. Ein Orakel nämlich hatte dem Laios vorausgesagt, dass, werde ihm ein Sohn geboren, dieser seine Eltern töten würde<sup>2</sup>.

Seinen Grund hatte der Orakelspruch des delphischen Gottes in schweren Verfehlungen des Laios. In seinen jungen Jahren landesflüchtig, weil ihm der Anspruch auf die Thronfolge nach seinem früh verstorbenen Vater Labdakos (Laios war damals ein Jahr alt) bestritten worden war, hatte er am Hofe des Königs Pelops Aufnahme gefunden. Laios hatte diesem seine Gastfreundschaft aber schlecht gelohnt, indem er dessen schönen Sohn Chrysis gewaltsam entführte und missbrauchte.

Der mit der Aussetzung beauftragte Diener indes erbarmte sich des Säuglings und übergab ihn einem Hirten des Königs Polybos von Korinth. Dieser brachte das Kind zu seinem Herrn, der in kinderloser Ehe mit seiner Frau Merope lebte. Das Königspaar zog Oedipus wie seinen eigenen Sohn auf. Seinen Namen erhielt er wegen seiner Wunden (Oedipus = Schwellfuß). Oedipus selbst hielt sich für das leibliche Kind seiner Eltern und für den legitimen Thronfolger. Als solcher galt er auch im ganzen Land.

Eines Tages jedoch bei einem Festmahl lästerte ein betrunkenen Gast, dem Oedipus gegenüber, er sei gar nicht das echte Kind seiner Eltern. Von diesem Vorwurf schwer getroffen und in tiefe Zweifel gestürzt ließ Oedipus sich auch durch die wohlmeinenden und beschwichtigenden Worte seiner Pflegeeltern nicht beruhigen. Heimlich machte er sich davon, um

---

<sup>1</sup> Der Mythos wird hier in der Version erzählt, die er bei Sophokles in den Dramen „König Oedipus“ und „Oedipus auf Kolonos“ erhalten hat. Die Schilderung der Geschichte des Oedipus folgt in unserer Darstellung der besseren Übersicht und Verständlichkeit halber der chronologischen Abfolge, anders als das Stück des Sophokles, das mit der verheerenden Pest während der Regentschaft des Oedipus einsetzt und die Suche nach dem frevelhaften Verursacher dieses Unglücks retrospektiv in der Form einer kriminalistischen Ermittlung (oder eines psychoanalytischen Aufklärungsverfahrens) darstellt.

Wir ergänzen die Sophokleische Darstellung an einigen Stellen aus Gründen der Vollständigkeit und Klarheit, überschreiten aber niemals die Grenzen des tradierten Stroms der Erzählung des Mythos, wie er den Zeitgenossen des Sophokles geläufig war.

Zum Mythos in seinen verschiedenen Versionen vgl. Kerényi, 1997 b, 76-88; Nack, 1955, 65-69; von Ranke-Graves, 2007, 337-342; Schwab, 1975, 231-253; Sophokles, 2007, 263-357 und 547-657.

<sup>2</sup> Nach anderen Fassungen des Mythos lautete das Orakel, der Sohn werde seinen Vater töten, nach wieder anderen, er werde seinen Vater töten und seine Mutter ehelichen. Vgl. hierzu die Angaben bei den in FN 1 Genannten.

das Orakel in Delphi nach seiner wahren Herkunft zu befragen. Apollo aber würdigte ihn keiner Antwort auf seine Frage und gab ihm stattdessen die furchtbare Auskunft, er müsse seiner Mutter sich vermischen und werde der Mörder seines Vaters sein. Nach Korinth wagte Oedipus nun nicht mehr zurückzukehren, sondern er schlug eine andere Richtung ein aus Furcht, das Verhängnis könnte sich an denen erfüllen, die er für seine Eltern hielt.

Unterwegs traf er an einem Dreiweg auf einen mit Pferden bespannten Wagen, auf dem ein alter Mann mit seinen Begleitern saß. Der Wagenlenker stieß Oedipus ungestüm aus dem Weg, ein Pferd trat auf seinen Fuß und der Alte schlug ihn mit dem gabelförmigen Stachelstock, mit dem er gewöhnlich die Pferde antrieb, auf den Kopf. Oedipus, von Natur aus jähzornig, geriet außer sich und erschlug den Alten mitsamt seinen Begleitern bis auf einen, der entkam. Nichtsahnend erfüllte Oedipus so die Prophezeiung des Orakels.

In jenen Tagen, vielleicht schon zu Lebzeiten des Laios, suchte ein furchtbares Ungeheuer, die Sphinx (die „Würgerin“), Theben und seine Bewohner heim. Die geflügelte Sphinx, vorn wie eine Jungfrau, hinten wie ein Löwe gestaltet, eine Tochter der Schlangengöttin Echidna aus ihrer Verbindung mit dem eigenen Sohn, dem Hunde Orthos<sup>3</sup>, hatte auf dem Berge Phikion ihren Sitz, wenn sie sich nicht auf einer Säule auf dem Marktplatz Thebens niederließ. Dort versammelten sich die Thebaner täglich, um die Rätsel zu lösen, die sie ihnen aufgab.

Konnte derjenige, der es übernommen hatte, das Rätsel zu lösen, die Auflösung nicht erraten, so erwürgte und verschlang ihn die Sphinx. Dieses Schicksal ereilte auch Haimon, den Sohn des Kreon, des Bruders der Jokaste, welcher die Herrschaft in Theben innehatte. In seiner Not verkündete Kreon, dass demjenigen, der die Stadt von der Sphinx befreien würde, das Land und die Königswitwe Jokaste zuteil werden sollten.

Oedipus betrat die Stadt bald nach dieser Bekanntmachung. Die Gefahr, aber auch der ausgesetzte Preis reizten ihn. Und so stellte er sich dem Rätsel der Sphinx: „Ein Zweifüßiges gibt es auf Erden und ein Vierfüßiges mit dem gleichen Wort gerufen, und auch dreifüßig. Die Gestalt ändert es allein von allen Lebewesen, die sich auf Erden, in der Luft und im Meere bewegen. Schreitet es, sich auf die meisten Füße stützend, so ist die Schnelle seiner Glieder am geringsten.“<sup>4</sup> Oedipus gelang die Lösung des Rätsels, das den Menschen meinte. Als die Sphinx dies vernahm, stürzte sie sich zu Tode. Theben war vom Schrecken befreit.

Als Lohn erhielt Oedipus die Königswürde und die Hand der Jokaste. Mit ihr, in Wahrheit seiner Mutter, was er nicht wusste, zeugte er vier Kinder. Lange Zeit herrschte er, - wenn auch nicht frei von Fehlern des Gemüts und des Charakters -, als ein guter, gerechter und beliebter König über Theben. Nach einigen Jahren aber überfiel eine verheerende Pest das Land. Das Orakel in Delphi, um Rat gefragt, wie der Not zu wehren sei, ließ verlauten, man solle denjenigen aus der Stadt entfernen, der durch unsühnbaren Frevel, die Ermordung des Laios, das Unglück über die Stadt gebracht habe.

---

<sup>3</sup> So Kerényi, 1997 b, 83. Nach anderen Quellen entstammt die Sphinx einer Verbindung Echidnas mit Typhon oder gar einer solchen der Kinder der Echidna, Orthos und Chimaira, vgl. hierzu von Ranke Graves, 2007, 338.

<sup>4</sup> Diese Fassung des Rätsels findet sich bei Kerényi, 1997 b, 83, der sich für sie auf einen Kommentar zu den Phoenizierinnen des Euripides, Zeile 50, beruft.

Oedipus setzte nun alles in Bewegung, um dem Mörder des Laios auf die Spur zu kommen. Er zog den Seher Teiresias zu Rate und erhielt von ihm voller Widerstreben die Auskunft, er selbst, Oedipus, sei der gesuchte Mörder. Oedipus aber, verblendet und zornig, nannte Teiresias einen ränkevollen Zauberer und verdächtigte ihn und Kreon eines gemeinsamen Komplotts gegen den Thron. Oedipus indes ließ von seiner Wahrheitssuche nicht ab, so als könne er durch volle Aufklärung des Geschehens dem Verhängnis entkommen. Immer tiefer aber geriet er aber gerade durch seine Bemühungen um Erkenntnis in sein Unglück. So verstärkten etwa die beschwichtigenden Worte der Königin, die Laios in seiner Erscheinung als dem Oedipus nicht unähnlich beschrieb, seine Befürchtung, Teiresias könne Recht haben mit seiner Aussage. Und auch die Nachricht vom Tode des Königs Polybos von Korinth konnte Oedipus nicht beruhigen, weil der Überbringer der Nachricht sich auf Befragen als der Hirte erwies, der dem Oedipus seinerzeit die Fesseln gelöst und ihn zu Polybos gebracht hatte. Schließlich musste der von Oedipus herbeibeschiedene Diener, der ihn auf Geheiß seiner Mutter ausgesetzt hatte, das gesamte Geschehen offenbaren, war er doch zugleich der einzige Überlebende des Mordgeschehens an der Wegegabelung vor vielen Jahren.

Als sich nun das Entsetzliche enthüllt und die ursprüngliche Weissagung bewahrheitet hatte, wurde Oedipus von Verzweiflung und Wahnsinn befallen. Er entnahm dem Gewand der Jokaste, die sich erhängt hatte und damit dem Tod von der Hand des Oedipus zuvorgekommen war, eine goldene Spange und stach sich mit ihr die Augen aus. Er flehte darum, aus dem Land verbannt zu werden. Nach einiger Zeit aber kam Oedipus zur Besinnung. Er meinte jetzt, durch das, was geschehen war und was er sich selbst angetan hatte, genug bestraft zu sein. Auch fühlte er das Furchtbare des Schicksals deutlicher, fern der Heimat blind durch die Fremde zu irren. So äußerte er den Wunsch, in Theben zu bleiben. Dieser Wunsch aber wurde ihm von Kreon und auch von den beiden eigenen Söhnen, Polyneikes und Eteokles, abgeschlagen und er am Bettelstab aus der Stadt gewiesen. So irrte Oedipus, anfangs nur von seiner Tochter Antigone, später auch von deren Schwester Ismene begleitet, als blinder Bettler durch fremdes Land. Zuversicht und Trost spendete ihm allein ein Götterspruch aus alter Zeit, nach langer Wanderung werde er einen Ort erreichen, an dem die Eumeniden ihm eine Zufluchtsstätte gönnten. Und noch sein Leichnam werde seinen Freunden Segen, seinen Feinden aber Fluch bringen.

Eines Tages ließ sich Oedipus ermüdet von der Wanderung auf einem Stein inmitten eines schönen Hains nieder. Ein Bewohner des nahegelegenen Dorfes klärte ihn auf, dass er den Ort verlassen müsse, denn es sei ein heiliger Bezirk im Gau Kolonos, der den Eumeniden geweiht sei. Da erkannte Oedipus, dass er am Ziel seiner Wanderung angekommen war und dass sein Unglück bald ein Ende haben werde.

Allerdings verweigerten sich die Bewohner der nahen Ortschaft dem um Schutz und Aufnahme Flehenden zunächst und erst Theseus, der König jenes Landes, um dessen Erscheinen Oedipus gebeten hatte, gewährte ihm endgültig Asyl und Sicherheit.

Nun aber trat Kreon auf den Plan. Er wollte des Orakels wegen, dass Oedipus' Leib Segen bringe, zuerst durch Überredung, dann durch Gewalt sich dessen bemächtigen. Theseus jedoch vereitelte dieses Vorhaben.

Bald danach erschien Polyneikes, der aus Theben vertrieben mit seinem Bruder im Streite lag, und bat um Unterstützung des Vaters, da ihm Unrecht geschehen sei. Oedipus widersetzte sich dem

Ansinnen des Polyneikes mit großer Bitternis und Härte. Er verfluchte ihn und seinen Bruder und sagte ihnen den baldigen Tod voraus.

Als nun Oedipus auf diese Weise mit den Machtspielen und Händeln der Welt abgeschlossen hatte, erfolgte wie prophezeit durch Blitz und Donner der Ruf der Götter, die Oedipus den Weg ins Grab wiesen. Der Blinde erhob sich und selbst führerlos geleitete er als Führer wie ein Sehender die Gemeinde, seine Töchter und Theseus auf den heiligen Hügel in die Nähe einer Erdspalte. Nach einer Waschung neu eingekleidet nahm er Abschied von seinen Töchtern und hieß sie wie die übrigen zurück zu bleiben. Nur Theseus durfte ihn begleiten.

Ruhig, ohne Angst und ohne Seufzer schritt Oedipus auf die Erdschwelle zu, die sich lautlos für ihn aufgetan zu haben schien und ihn aufnahm. Kein äußeres Zeichen begleitete seinen Fortgang, kein Donner, kein Blitz, kein Sturm. Es herrschte große Stille. Als die Begleiter sich umsahen, erblickten sie Theseus, wie er sich die Hände vor die Augen hielt und dann zu den Göttern des Olymps und denen der Unterwelt betete.

Zu berichten bleibt, wie das unselige Geschlecht des Oedipus gänzlich erlosch. Die Söhne, Polyneikes und Eteokles, töteten sich während der Schlacht um Theben im Zweikampf gegenseitig. Auch deren Söhne fielen in kriegerischen Auseinandersetzungen. Das furchtbare Schicksal der Antigone ist bekannt. Ismene verstarb kinderlos als letzte der Kinder des Oedipus.

## B. Kapitel 1

### Die Deutung des Mythos. Allgemeine Bemerkungen.

Wie die meisten Mythen enthält auch der Oedipus-Mythos einen wahren weit zurückliegenden historischen Kern, der durch die Erfahrungen und Phantasien der späteren Generationen eine umfassende Umarbeitung erfährt. Für die Aufschlüsselung des historischen Hintergrunds der Geschichte des Oedipus etwa ist zu bedenken, dass die matriarchalischen Verhältnisse der vorhellenischen Zeit noch in vielfältiger Weise in die patriarchalisch geprägte hellenische Mythenwelt hineinwirken (von Ranke-Graves, 2007, 10-21, 373-342).

Die Aufnahme des historischen Kerns der Erzählung und seine spätere Abänderung im Laufe der Zeit sind ein Ergebnis der sich wandelnden Lebensverhältnisse und spiegeln in der Form von Schichtungen die unterschiedlichen Verdrängungsleistungen der nachfolgenden Epochen wider und damit ihren jeweiligen zivilisatorischen Zustand (Rank, 1912, 256-276). Der Oedipus-Mythos kennt wie andere Mythen eine große Zahl von Abwandlungen und Varianten, die für die psychologische Betrachtung sich zuallermeist lediglich als Spielarten einer im Großen und Ganzen einheitlichen Thematik herausstellen. Insofern beleuchten unterschiedliche und selbst scheinbar divergente Variationen der mythologischen Erzählung gerade für die tiefenpsychologische Betrachtung oft genug nur verschiedene Facetten eines zentralen Themas, zu dessen vertieftem (und niemals ganz zu erschließendem) Verständnis sie in der Regel beitragen. So finden wir für die Interpretation des Mythos – wie für diejenige des Traumes, dessen Charakter er teilt, - den Satz bestätigt: Plus ça change, plus c'est la même chose (Devereux, 1953, 139, 140).



Ein Weiteres ist für die Deutung des Oedipus-Mythos zu beachten. Was in der mythologischen Erzählung, insbesondere auch bei den Tragödiendichtern der griechischen Antike, als Schicksal, Götterwille oder Orakelspruch figuriert, ist die metaphorische Fassung der inneren, zumeist unbewussten Charakterstrukturen eines Menschen und des auf ihm lastenden Zwangs, solche inneren konflikthaften Verhältnisse in der Lebenswirklichkeit nach Außen zu kehren, auszuagieren wie man sagt, und sie auf diese Weise auf der Bühne des Lebens immer wieder zu inszenieren<sup>5</sup>. Im Übrigen liegt es nahe, dass schon die gebildeten Besucher etwa der Stücke des Sophokles das Schicksal oder den Willen der Götter in diesem Sinne als dem Zeitgeschmack entsprechende poetische Allegorien zur Kennzeichnung von Persönlichkeitsstrukturen und des in ihnen angelegten Verhängnisses verstanden. Auch uns Heutigen ist doch solche Ausdrucksweise nicht gänzlich fremd.

Schließlich ist für die Deutung einer mythologischen Erzählung wie der des Königs Oedipus zu bedenken, dass der Mythos ein Ausdruck der kollektiven Phantasie eines Zeitalters ist, der durch die Kraft eines Dichters seine lebendigste, eindrucksvollste und wirkmächtigste Form findet. Wegen der traumartigen Qualität des Mythos als eines Phantasiegebildes ist es für die Freilegung der Tiefenstruktur des Erzählten wie bei der Traumdeutung erlaubt und geboten, einzelne Elemente des Inhalts der Erzählung aus ihrem Zusammenhang zu lösen und zu einer neuen Ordnung zusammenzufügen.

Wie der Traum ist der Mythos den Realitäten des Unbewussten näher. Wie der Traum verwendet er daher Verfahrensweisen des Primärprozesses, der die logischen Regeln der bewussten und rationalen Anschauung missachtet und seine Botschaft daher unter Verwendung verschiedenster Techniken in einer schwer verständlichen Bildersprache zum Ausdruck bringt, die er nachträglich notdürftig mit den Anforderungen der Alltagsrealität in Übereinstimmung bringt. – So hat sich ja schon Aristophanes darüber lustig gemacht, dass Jokaste weit über 60 Jahre alt ist, als Oedipus das Geheimnis seiner Herkunft auflöst –.

So wie es die Art des Traumes ist, behandelt daher der Mythos die unbewussten Phantasien und Wünsche des Menschen, überhaupt seine inneren Erlebnisse in weitem Umfang als Ereignisse der äußeren Welt. Die realen Geschehnisse und die an ihnen beteiligten Figuren mitsamt ihren mehr oder weniger bewussten Vorstellungen und Affekten haben im Mythos oft genug die Funktion, zusätzlich innere unbewusste Zustände zur Darstellung zu bringen.

Bei alledem muss stets im Auge behalten werden, dass den Griechen ein ganz besonderer Sinn für das geistige Abenteuer der Wahrheitssuche und der Erkenntnisgewinnung eigen war, sowohl auf dem Gebiet der Philosophie wie auch auf dem der Dichtung. So stehen auch die dichterischen Nacherzählungen der großen Mythen bei den Griechen immer im Dienste der Erlangung von Erkenntnis und Einsicht. Ganz besonders gilt das für die sophokleische Darstellung der Tragödie des unerbittlich nach Erkenntnis strebenden Oedipus. In keinem Stück von Sophokles ist Apollo als Gott der Reinheit und Wahrheit in einem solchen Ausmaß gegenwärtig wie im „König Oedipus“ (Schadewaldt, 1996, 267-281).

---

<sup>5</sup> Bezeichnend in diesem Zusammenhang ist die Bedeutung des griechischen Wortes „χράω“, welches in der aktiven Form „begehren“ bedeutet und in der medialen ebenfalls, dort aber u.a. auch „sich einen Götterspruch geben lassen“, „ein Orakel erbitten“ und „einen Gott befragen“. Vgl. hierzu van der Sterren, 1986, 41-43, und Devereux, 1953, 138, 139.

Gerade wegen seines oft undeutlichen, nicht selten diffusen oder mehrdeutigen, auch Ambivalenzen nicht aussparenden traumähnlichen Charakters scheint den Alten der Stoff der Mythen ein für das Bemühen um Erkenntnis besonders geeigneter Gegenstand zu sein, - im Unterschied zu der heute vorherrschenden Auffassung.

Das bisher über die Eigenart des Mythos Gesagte soll jetzt anhand der Geschichte des Oedipus kurz verdeutlicht werden. Hauptmerkmal einer mythologischen Erzählung ist wie erwähnt die Darstellung von Vorgängen des menschlichen Innenlebens als – allerdings deutungsbedürftige – Geschehnisse der äußeren Welt.

Orakel, Aussetzung, Adoption, Mord an der Weggabelung, Sieg über die Sphinx, Heirat und Kindersegen, schließlich Selbstblendung und Verlust der Königswürde haben danach im Oedipus-Mythos einmal die Aufgabe, als Außendarstellungen innerer unbewusster Seelenzustände die jeweiligen Befindlichkeiten, die Phantasien, Vorstellungen und Affekte des Oedipus und der ihn umgebenden Personen zum Ausdruck zu bringen, und zum anderen die Funktion, den äußeren Ablauf des Geschehens mit den Realitäten des Lebens in Einklang zu halten und so einigermaßen plausibel zu gestalten.

Die Orakel stellen so gesehen einmal die Grundtatsachen des kindlichen Sexuallebens in ihrer Unverrückbarkeit und Gesetzmäßigkeit heraus und zum anderen werfen sie unter Umständen ein Licht auf die charakterlichen Strukturen der angesprochenen Personen.

Die frühe Aussetzung des Oedipus ist die bildhafte Darstellung der Frustrierung natürlicher Bedürfnisse des Kindes. Die weitere Deutung hat herauszufinden, um welche kindlichen Bedürfnisse es sich handelt.

Die Tatsache der Adoption des Oedipus durch Polybos und Merope, die im Zusammenhang mit der Aussetzung dramaturgisch plausibel verständlich macht, warum Oedipus seine wahre Herkunft nicht kennt, lässt sich tiefenpsychologisch in Übereinstimmung mit dem Erleben des Kindes als eine Aufspaltung des Elternpaares lesen (Quinodoz, 1991, 47-61):

Die Adoptiveltern stehen für die frühe Bedürfnisbefriedigung und primäre Versorgung des Kindes. Sie können später im Rückblick leicht idealisiert werden.

Im Gegensatz zum Adoptivelternpaar in der genannten Funktion erfüllen die leiblichen Eltern des Oedipus die Rolle des sexuell miteinander verbundenen Paares. Deren Aufgabe ist es gerade, die genital- sinnlichen Bedürfnisse des Kindes nicht zu befriedigen. Allzuleicht geraten sie deshalb aus der Sicht des Kindes in die Position eines hassenswerten Paares. Gleiches kann allerdings auch als Folge einer illegitimen vorzeitigen Befriedigung der sexuellen Ansprüche des Kindes durch den einen oder anderen Elternteil geschehen. Die Deutung des gesamten Mythos muss hier entscheiden. Viele andere Elemente der mythologischen Erzählung weisen, wie zu zeigen bleibt, in vergleichbarer Weise auf innerseelische Vorgänge bei den Protagonisten hin.

Dieses Verfahren der Betrachtung und Deutung des Mythos mag zu weit hergeholt erscheinen. Das scheint indessen nur so. Auch heutzutage zeigt in den meisten Fällen die äußere Form des menschlichen Schicksals deutliche Spuren des unbewussten Phantasielebens der Beteiligten.

Thematisch verleiht der Mythos zunächst einmal dem ubiquitären Phänomen der sinnlichen Liebe des Kindes zu seinen Eltern Ausdruck. Der kleine Junge wird von romantischer Liebe zu seiner Mutter

ergriffen und wünscht sich den Vater beseitigt. In der gegenläufigen Version wendet er sich dem Vater zu und erlebt die Mutter als Konkurrentin. Im regulären und glücklichen Fall veranlasst ihn die Angst vor dem Vater, aber nicht nur sie, sein sinnliches Streben aufzugeben, um es später in andere Richtungen lenken zu können. Für die Liebe des weiblichen Kindes zu seinem Vater gilt das Entsprechende. Im Ergebnis bildet sich im Inneren des Kindes eine trianguläre Struktur heraus, die ihm für sein erotisches Streben über die geleisteten Verzicht den Weg ins Freie eröffnet. Für die Wirksamkeit dieses Verzichts fällt vor allem die Aufgabe der überzogenen Grandiositäts- und Allmachtsvorstellungen des Kindes ins Gewicht, welche zu Anfang seine ihm neuen sexuellen Gefühle begleiten, also die Eindämmung seines hypertrophen Narzissmus.

Die Liebe zur Mutter und der Hass auf den Vater stehen in der Geschichte des Oedipus wie Sophokles sie erzählt ersichtlich im Vordergrund. Sie werden uns auch in erster Linie beschäftigen. Es sei allerdings nicht verschwiegen, dass auch die homoerotische Liebe zum Vater mit einer dementsprechend negativen Einstellung der Mutter gegenüber in gewissen Gestaltungen des Mythos ihren Niederschlag findet<sup>6</sup>.

Das günstige Schicksal einer rechtzeitigen Ablösung von den Eltern, insbesondere von der Mutter, ist dem unglücklichen Oedipus nicht beschieden. Er bleibt für die meiste Zeit seines Lebens, wie es ihm das Delphische Orakel offenbart, erotisch an seine Mutter gebunden und in einer von Hass und Schuld geprägten Beziehung zu seinem Vater gefangen. Ihm selbst ist diese doppelte Gefangenschaft die längste Zeit über nicht bewusst.

Die Interpretation der mythologischen Erzählung steht damit vor der Frage, wie diese Fixierung des Oedipus an seine Mutter und die destruktive Verstrickung mit dem Vater zustande kommen.

Drei verschiedene Wege scheinen für die Deutung offenzustehen. Ein nicht selten beschrittener Weg der Deutung (etwa Rank, 1912, 256-276; van der Sterren, 1986) besteht darin, die Figur des Oedipus sozusagen als Aufhänger für die Demonstration des kindlichen oder allgemein menschlichen Phantasielebens zu nehmen und so in vielerlei Weise zu aufschlussreichen Interpretationen zu gelangen, etwa in Bezug auf die Ausstattung, den Dreiweg, die Sphinx und ihr Rätsel und alles Weitere. Das Problem ist nur, dass ein solches Verfahren der Figur des Oedipus das persönliche Profil eines lebendigen wirklichen Menschen vorenthält und damit unsere Frage letztlich nicht beantwortet.

Ein zweiter Weg der Interpretation vermeidet das letztgenannte Dilemma, indem Oedipus als ein Wesen aus Fleisch und Blut erstgenommen wird. Hier wird angesichts der anzunehmenden Allgemeingültigkeit der „oedipalen“ Gesetzlichkeiten die Auffassung vertreten, dass die individuelle Veranlagung des Kindes den Ausschlag dafür gibt, ob eine rechtzeitige und genügende Ablösung von den Elterngestalten gelingt. Es läge so gesehen an einer gewissermaßen hereditär begründeten besonderen Konstitution des Kindes, wenn ihm die Befolgung des Inzestverbots nicht möglich sei. Charakter und Verhalten der Eltern jedenfalls spielten für die Verletzung des Inzesttabus keine Rolle. In den Anfangszeiten der psychoanalytischen Bewegung war eine solche, nur die Persönlichkeit des Kindes in Betracht ziehende Auffassung tatsächlich weit verbreitet, wenn auch Freud selbst – nach

---

<sup>6</sup> So legt Devereux, 1953, 132-141, den homoerotischen Motiven bei Laios und Oedipus ein besonderes Gewicht für die Deutung des gesamten Mythos bei.

der Verwerfung der Verführungstheorie – die traumatische Bedeutung inzestuöser Gewalt niemals vollständig geleugnet hat (Hirsch, 2008, 375-380).

Seit einiger Zeit allerdings hat sich in der analytischen Wissenschaft die Erkenntnis durchgesetzt, dass für die kindliche Fähigkeit zur Befolgung von Inzest- und Vatermordverbot in nennenswertem Umfang intersubjektive und familiendynamische Vorgänge zwischen Eltern und Kind ausschlaggebend sind. Diese Einsicht eröffnet einen dritten Weg, dem Schicksal des Oedipus auf die Spur zu kommen.

Es ist eine traurige Tatsache, dass allein schon die unbewussten Vorstellungen und Wünsche der Eltern, etwa Eifersuchts- und Rivalitätseinstellungen, Verführungs- und Tötungswünsche, die Möglichkeiten des Kindes zur Entfaltung seiner Körperlichkeit, seines Geschlechts sowieso seines Phantasie- und Affektlebens in einem dunklen Wechselspiel weitgehend festlegen. Um wieviel größer ist der Schaden, wenn es infolge solcher elterlicher Haltungen zu manifesten Formen des sexuellen Missbrauchs oder der körperlichen Misshandlung kommt.

Im umgekehrten positiven Fall jedoch nimmt ein hinlänglich gutartiges Elternpaar die Gefühle des Kindes, auch und gerade die sexuellen, mit Freude wahr, erkennt sie an, hält sich aber mit eigenen unangemessenen Reaktionen kontrolliert und taktvoll zurück. Ein solches Elternpaar begleitet sein Kind in diesen bewegten Phasen mit Verständnis und Wohlwollen, aber auch in deutlicher Grenzziehung gegenüber den kindlichen Strebungen sexueller und narzisstischer Art und ermöglicht dem Kind so die Bewältigung der prinzipiell unvermeidlichen oedipalen Schwierigkeiten.

Diese elterliche Haltung ist freilich nur möglich, wenn beide Teile in einer positiven, stabilen und auch genital befriedigenden Beziehung leben, was wiederum voraussetzt, dass beide Eltern ihrerseits je für sich in ihrem Leben die Herausforderungen der (zweiphasigen) oedipalen Entwicklung hinlänglich gemeistert und zu einer ausreichend gefestigten sexuellen Identität gefunden haben.

Geben danach in aller Regel Persönlichkeitsstruktur und Verhalten der Eltern den Ausschlag dafür, ob ein Kind das Nadelöhr der oedipalen Entwicklung unbeschadet durchläuft oder nicht, so lenkt das Drama des Oedipus, jedenfalls in der uns vor allem beschäftigenden sophokleischen Version, unseren Blick sogleich auf die Persönlichkeit und das Handeln der Jokaste und es drängt sich der Eindruck auf, dass wir es bei dem tragischen Leben des Oedipus mit dem Schicksal eines früh von der eigenen Mutter verführten Kindes zu tun haben. Dieser Eindruck findet in einigen älteren psychoanalytischen Arbeiten seine Bestätigung (Shengold, 1963, 725-751 m.w.N.).

Natürlich kann die These, dass es sich bei Oedipus um das Opfer eines frühen mütterlichen Missbrauchs handelt, nur durch eine Gesamtbetrachtung seines Schicksals belegt werden, welche sich an einer systematisch geordneten Symptomatologie der Folgen orientiert, die eine vorzeitige sexuelle Überstimulierung durch einen Elternteil für Person und Verhalten des Kindes mitsichbringt. Für den Augenblick sollen darum lediglich einige Hinweise zusammengetragen werden, die die Annahme eines mütterlichen Missbrauchs zumindest plausibel erscheinen lassen.

Da ist einmal der Charakter der Jokaste selbst. Wie erinnerlich übergibt Jokaste das Kleinkind mit durchstoßenen Fersen und zusammengebundenen Füßen einem Diener mit dem Auftrag, es zu töten (K. Oe. 1173, 1174). Die Aussetzung im Sinne einer Handlung, die das Leben des Kindes aufs Spiel setzt, wird also von Jokaste selbst vorgenommen.

Bei solchem Verhalten erübrigt sich die Frage nach dem Vorhandensein einer dem Gedeihen ihres Sohnes dienlichen triangulären Struktur. Wer sich so wie Jokaste als Mutter, wenn auch vielleicht

unter dem Druck ihres Mannes, mit der Aussetzung ihres Kindes über dessen Lebensinteressen hinwegsetzt und es ausdrücklich der Vernichtung preisgibt, offenbart ein solches Maß an Grausamkeit, Erbarmungslosigkeit und Selbstsucht, dass jede weitere Suche nach erwachsenen, einem Kinde hilfreichen Strukturen obsolet erscheint. Wir beobachten bei Jokaste einen egozentrischen megalomanen Narzissmus, der sich zum Herren über Leben und Tod anderer, selbst des eigenen Sohnes, aufschwingt. Außer einem praeoedipalen Sadismus und Narzissmus weist Jokaste ein hohes Maß an Verschlagenheit und Lügenhaftigkeit auf, ein häufiges Merkmal der gestörten Persönlichkeit derjenigen, die sich an Kindern vergehen (Shengold, 1963, 728-730). So bezichtigt sie etwa Laios der Wahrheit zuwider der Aussetzung des Oedipus (K. Oe. 717-719). Auch davon abgesehen leugnet sie ständig Oedipus gegenüber, was ihr längstens bekannt ist.

Da in Fällen verführerischen Verhaltens eines Elternteils auch die Persönlichkeit des anderen nicht ohne Bedeutung ist, - er könnte im günstigen Fall manch schlimme Folgen für das Kind abmildern -, sei ein kurzer Blick auf den Charakter des Laios geworfen.

Laios, als Kleinkind schon des Vaters beraubt, zeigt, legt man seine Lebensgeschichte zugrunde, deutliche Zeichen der Vaterlosigkeit.

Seine Untaten und Verirrungen lassen sich – unter Verwendung einer modernen Terminologie – als deutliche Hinweise auf seine Probleme mit Impulskontrolle und Aggressionsmodulation, auf Störungen der Geschlechtsidentität und der sexuellen Orientierung, auf kognitive und intellektuelle Beeinträchtigungen sowie auf einen pathologischen Narzissmus verstehen (Ross, 1982, 177 m.w.N.). Als erstes sticht die große Unbeherrschtheit und enorme Aggressivität, ja Destruktivität des Laios ins Auge. Man denke nur an die gewalttätige Auseinandersetzung mit Oedipus an der Wegegabelung, die zu seiner eigenen Vernichtung führen sollte.

Die Gewalttätigkeit des Laios zeigt sich aber auch schon viel früher bei der gewaltsamen Entführung und der Vergewaltigung des schönen Chrysis. Zwar ist die Homosexualität, insbesondere die Knabenliebe, selbst nichts Anstößiges in jenen Tagen des griechischen Altertums, das gewaltsame Vorgehen des Laios aber widerspricht den Verhaltens- und Anstandsregeln der Zeit, welche gute Manieren über gute Moral stellt (Devereux, 1953, 135). Das Handeln des Laios zeigt mit der bedenkenlosen und selbstsüchtigen Durchsetzung seiner eigenen Interessen das Bild eines hochgradig narzisstischen Menschen, dem fremde Belange wenig bedeuten. Auch das ihm zuteil gewordene Orakel hat seinen Grund ja in solchem Verhalten. Selbst das Schicksal seines Sohnes interessiert ihn – in der Darstellung des Sophokles – nur insoweit, als er durch die Befragung des Gottes Apoll Gewissheit über dessen Tod erlangen will (K. Oe. 114). (In den meisten anderen Fassungen des Mythos ist Laios dagegen sogar der Urheber von Verletzung und Aussetzung des Oedipus). Alles in allem haben wir es bei Laios mit dem Exzess und der Anmaßung zu tun, welche die Tragödiendichter der griechischen Antike als Hybris bezeichnen, in ihren Augen der Hauptgrund für den Untergang eines Menschen (Devereux, 1953, 138).

Bei Laios wie bei Jokaste ist freilich zu vermuten, dass sie Jüngeren antun, was ihnen selbst einstens angetan wurde, nach der unseligen Regel der transgenerationalen Weitergabe früh erlittenen eigenen traumatischen Unrechts.

Es gibt weitere Umstände, die im Fall des Oedipus auf einen sexuellen Missbrauch seitens der Mutter hinweisen.

Der Orakelspruch, der Oedipus die Heirat mit der Mutter prophezeit, kann auch als eine Aussage zu Persönlichkeit und Verhalten der Jokaste gelesen werden, gehen doch wie schon ausgeführt Komplikationen bei der Lösung der oedipalen Situation in aller Regel auf das Konto illegitimer Einwirkungen von Seiten der Eltern. So liegt es nahe, dass die sich erfüllende Prophezeiung hier auf eine durch frühe Überstimulierung hergestellte, kaum auflösbare Fixierung des Oedipus an seine Mutter verweist: Ein so missbrauchtes Kind würde in jedem Falle „seine Mutter“ heiraten, auch wenn es sich um eine andere Frau handeln sollte. Der Wiederholungszwang lässt das Kind später nach der Mutter analogen Strukturen suchen und solche finden. Diese Gesetzmäßigkeit, so lässt sich argumentieren, wird bei Sophokles insofern in besonders drastischer Weise zum Ausdruck gebracht, als Oedipus wirklich seine biologische Mutter heiratet.

Eine weitere Stütze erhält die Missbrauchshypothese durch die Aussetzungsszene selbst. Die Aussetzung enthält dadurch eine sexuelle Konnotation, dass dem Oedipus die Füße an den Fersen durchbohrt und gefesselt sind, eine Verunstaltung, aus welcher der Name „Schwellfuß“ sich ableitet. In früheren Zeiten heißt es deutlicher und krasser: „Oidyphallos“ (Kerényi, 1997 b, 80).

An dieser Stelle darf darauf hingewiesen werden, dass in einigen Sprachen des Balkans der Penis als dritter Fuß bezeichnet wird (vgl. auch Freud, 1915, 299; 1917, 157).

Das „Schwellen“ im Namen des Oedipus verweist auf die physiologische Funktionsfähigkeit des Penis, die Fesselung der Füße des Oedipus kennzeichnet die Gebundenheit und Fixierung seines Begehrens was das Objekt angeht.

Noch aussagekräftiger in unserem Sinn ist die Tatsache, dass dem Oedipus die Fersen zum Zwecke der Fesselung durchstochen werden. Nun erlebt das Kleinkind den es missbrauchenden und überstimulierenden Elternteil stets als mit einem penetrativen und kastrativen Penis ausgestattet (Shengold, 1967, 403-415). Wenn also berichtet wird, dem Oedipus seien mit einer goldenen Spange oder mittels einer eisernen Spitze die Füße durchbohrt worden (Kerényi, 1997 b, 80, unter Verweis auf die Phoenizierinnen des Euripides), so wird mit dieser Beschreibung auf das Entsetzen und den Schmerz des missbrauchten Kindes Bezug genommen. Zweifel könnten hinsichtlich der Täterschaft der Jokaste bestehen. Ihre eigenen Angaben, die den Laios der Untat bezichtigen (K. Oe. 717-719), begründen solche Zweifel indessen nicht, sind sie doch offenkundig wahrheitswidrig und dienen sie vor allem dem Zweck der Täuschung des Oedipus. Die Haupttäterschaft der Jokaste wird hier alsbald völlig klargestellt (K. Oe. 1171-1174).

So darf man in der goldenen Spange bzw. der eisernen Spitze getrost Vorläufer der Klauen der Sphinx und der Gewandnadel der Jokaste (mit der sich Oedipus die Augen aussticht) sehen, welchen gleichfalls die Bedeutung eines Instruments der Penetration und Kastration zukommt, wie später auszuführen bleibt.

Im Vorgriff auf Späteres sei schon hier angemerkt, dass der elterliche missbräuchliche sexuelle Zugriff auf das Kind durchaus den Charakter einer Aussetzung trägt: Er reißt es aus aller Verlässlichkeit und Geborgenheit und stürzt es in tiefste Verwirrung und Angst. Es handelt sich um einen wirklichen Seelenmord (Shengold, 1979, 533-559). Die eigene Identität des Kindes, gerade auch die sexuelle, wird zentral getroffen und verletzt. Im übrigen ist in den allermeisten Fällen sexuellen Missbrauchs eine diesem vorangehende schwere Vernachlässigung zu beobachten.

Ein anderes Indiz für einen frühen mütterlichen Missbrauch ist die spätere Eheschließung mit dem Sohn, die auf Seiten der Mutter mit klarem Bewusstsein vorgenommen wird. Für die Annahme, dass Jokaste diesen Inzest vorsätzlich begangen hat, gibt es gute und zwingende Gründe (vgl. Christlieb, 1979, 20-26).

Da ist einmal die Tatsache, dass zwei Personen von Anfang an darüber im Bilde sind, dass Oedipus der Mörder des Laios und der Sohn der Jokaste ist: Teiresias und der Hirte, dem die Aussetzung aufgetragen war und der zugleich der einzige Überlebende der Auseinandersetzung am Dreiweg war. Als letzterer sieht, dass Oedipus den Thron besteigt, fleht er Jokaste an, ihn weit von der Stadt entfernt aufs Land zu schicken (K. Oe. 758-764), - man darf doch wohl sagen, aus offenkundigen und einsichtigen Gründen, die auch Jokaste sofort versteht.

Ferner ist zu bedenken, dass Oedipus lebenslänglich durch die Verletzungen seiner Füße, die ihm den Namen geben, gekennzeichnet wenn nicht gebrandmarkt ist (K. Oe. 1032-1036) und dass der Jokaste natürlich diese Verletzungen wie auch deren Ursache bekannt sind.

Im übrigen sind auch die Worte und das Verhalten der Jokaste, als die Frage der Abstammung des Oedipus infolge der Auskunft des Boten aus Korinth, Oedipus sei nicht der Sohn des Polybos, sich immer mehr zuspitzt, besonders verräterisch und aussagekräftig.

Nachdem sich Jokaste zuvor noch bei der Suche nach dem Mörder des Laios recht kühl, distanziert und gelassen verhält (K. Oe. 749-862), gerät sie in dem Maße, wie die Nachforschungen des Oedipus sich der Aufklärung seiner Abstammung nähern, zunehmend in Erregung und Panik. Immer verzweifelter versucht sie Oedipus von weiterer Ermittlung abzuhalten, um schließlich, als alle ihre Bemühungen erfolglos bleiben, den Entschluss zum Selbstmord zu fassen (K. Oe. 1056-1072).

Erwähnt sei noch, dass die uns bewegende Frage bei Homer eindeutig beantwortet ist. Im 11. Gesang der Odyssee, Vers 271 bis 274, heißt es (in der Voßschen Übersetzung): „Hierauf kam Epikaste, die schöne, Oedipus' Mutter, welche die schrecklichste Tat („érgon“) mit geblendeter Seele verübet. Ihren leiblichen Sohn, der seinen Vater ermordet, nahm sie zum Mann!“ Uns wird versichert, dass das griechische Wort „érgon“ bei Homer wie bei den Tragikern stets im Sinne der bewussten, vorbedachten Tat verwendet wird (Christlieb, 1979, 20-26, 146-147).

Schließlich regt die im antiken Griechenland und auch in der klassischen Zeit weitverbreitete Knaben- und Jünglingsliebe im Sinne einer naheliegenden Gesetzlichkeit die Vermutung an, dass die sexuelle Liebe der Frauen zu ihren Söhnen in einem Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit zum Phänomen der Knabenliebe bei ihren Männern steht (Ross, 1982, 177, 178). Die Verhältnisse bei Laios und Jokaste bieten jedenfalls für eine solche Vermutung durchaus eine Grundlage. Man denke doch nur an den Fluch der Hera als Göttin der Familie, welche Laios das Verhältnis zu Chrysipp und die Vernachlässigung seiner Frau vorhält. Die große Resonanz, die das Stück des Sophokles schon bei den Zeitgenossen fand, zeigt überdies, dass Männer und Frauen im Zuschauerraum sich gut mit den Problemen von Laios und Jokaste identifizieren konnten (Devereux, 1953, 133).

Wenn wir jetzt noch erwähnen, dass auch noch heutzutage die Häufigkeit des Missbrauchs von Kindern, selbst durch ihre Eltern, sei es in manifester oder latenter Form, ein enormes Ausmaß erreicht (Reddemann, Sachsse, 2001, 555-571), so kann nach Allem die naheliegende, freilich noch weiter zu verifizierende These nicht von der Hand gewiesen werden, dass bei Oedipus der Fall des – besonders schädlichen – frühen Mutter-Sohn-Inzests vorliegt.

Was den Zeitpunkt der Aussetzung anlangt, ist eine genaue Angabe naturgemäß schwierig. Orientiert man sich am Text der Tragödie, so könnte die Aussetzung im Laufe des dritten Lebensjahres des

Oedipus vorgenommen worden sein und der Inzest mithin in diesem Zeitraum begonnen haben (K. Oe. 717, 718: „Doch nicht drei Tage gingen hin nach der Geburt des Kinds, da schnürt er ihm die Fussgelenke ein...“). Indes, die Dinge sind zweifelhaft, handelt es sich doch bei dem Zitat um eine Aussage der Jokaste, die dem Oedipus gegenüber die Täterschaft bei der Aussetzung zu Unrecht dem Laios zuschiebt. Zu bedenken ist auch, dass frühe Vernachlässigung dem späteren sexuellen Missbrauch häufig zeitlich um einiges vorausgeht, und ferner, dass es sich bei der Drei-Tages-Frist um ein nicht seltenes Stereotyp handelt („...am dritten Tage wieder auferstanden...“), das wohl ganz allgemein einen unbestimmten, allerdings nicht allzu lang dauernden Zeitraum kennzeichnet. Hinzu kommt, dass in anderen Versionen des Mythos von einer Aussetzung schon nach drei Tagen nicht die Rede ist (vgl. Kerényi, 1997 b, 80, 81). Auch zeigen bildliche Darstellungen eher ein Kleinkind als ein Neugeborenes auf den Armen des Hirten Euphorbos (Kerényi, 1997 b, Bild Nr. 13 im Anhang). Wie dem auch sei, in jedem Fall muss jetzt ein Bild des elterlichen Missbrauchs gezeichnet werden, das die typischen und wesentlichen Merkmale des Angriffs auf die Seele des Kindes und seiner Folgen umfasst.

Danach ist anhand dieses Bildes zu prüfen, ob die These des mütterlichen Missbrauchs des Oedipus Wesentliches zur Erhellung seines Schicksals beiträgt.

### C. Kapitel 2

#### Der elterliche Missbrauch eines Kindes. Theoretische Überlegungen.

Das Kind, oft nicht ohne eine Vorgeschichte von Vernachlässigung und Verwahrlosung, erlebt den wiederholten sexuellen Missbrauch durch einen Elternteil, hier vor allem durch die Mutter, als einen äußerst gewalttätigen Überfall, der es unvermittelt aus der illusionären Einheit mit seinem Primärobjekt reißt, auf die es für sein Gedeihen (auch während des dritten Lebensjahres noch) zwingend angewiesen ist, und der es damit der Vernichtung preisgibt. Das katastrophische Erleben der vorzeitigen Getrenntheit von der Mutter, des Verlassenseins und der Verlorenheit überfordert die Kräfte des Kindes bei weitem, überflutet es mit Erregungen ambivalenten Charakters, deren es nicht Herr werden kann, und stürzt es in einen Zustand tiefgreifender Verwirrung. Das Kind traut fortan seinen eigenen Gefühlen und seinen Wahrnehmungen der inneren und äußeren Wirklichkeit (sowie der Grenzen zwischen ihnen) nicht mehr. Schon die Ansätze zu einer realitätsgerechten Ordnung seiner inneren und äußeren Welt, erst recht die zu ihrer realistischen Repräsentation und Bewertung werden zerstört. Dies gilt umso mehr, als es zu allermeist an einer dritten Person fehlt, die dem Kind solche Ordnung und Orientierung glaubhaft vermitteln könnte. Es tritt ein, was Ferenczi (1933, 303-313) die „Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind“ nennt. Damit ist auch die Fähigkeit des Kindes zu selbstständigem Denken und Handeln, ja zur Entwicklung von Selbstständigkeit und Identität überhaupt, schwer beeinträchtigt.

Das Kind reagiert zu Anfang auf den mütterlichen Übergriff, der seine Existenz vollständig in Frage stellt, verständlicherweise mit einem ungerichteten explosiven Gemisch aus den unterschiedlichsten Affekten, anders gesagt, mit einer tiefen Empörung, in der sich Impulse feindlich-zerstörerischer Art mit solchen lebens- und selbsterhaltenden Charakters verbinden. Es macht alsbald – im übrigen zu recht – die Mutter als Urheberin seines Unglücks aus. Es sieht sich so dem brutalen, ängstigenden und unverständlichen Angriff durch einen Elternteil wehrlos ausgeliefert, erfolgt er doch gerade durch die Person, auf deren Schutz, Zuwendung und Verlässlichkeit es in besonderem Maße



angewiesen ist und deren Überlegenheit an Macht und Autorität außer Frage steht. Um sich Reste einer eigenen physischen und psychischen Existenz zu sichern, bleibt dem Kind so nichts anderes, als sich dem Willen des Erwachsenen ganz und gar zu unterwerfen und sich dessen Wünschen gegenüber willfährig zu zeigen, um wenigstens auf diese Weise mit ihm in Verbindung zu bleiben und die traumatischen Ereignisse quasi ungeschehen zu machen. Mit anderen Worten, es bleibt dem Kind, das von seiner Mutter noch nicht vollständig getrennt ist, nur die Möglichkeit, sich mit dem gewalttätigen sexuellen Angreifer in Elterngestalt vollauf zu identifizieren, das heißt ihn als dauerhaften feindseligen Gegner in seinem Inneren zu installieren, wo er fortan sein Unwesen treibt.

Es handelt sich bei diesem Internalisierungsvorgang um eine narzisstische Identifizierung (hierzu vor allem Trimborn, 2011, 11-27, 31-64 et passim) mit der Folge, dass die Struktur eines fremden Objekts in toto zum zentralen Träger der narzisstischen Innenausstattung des Subjekts, der Konstruktion seines Selbst, wird. Gelegentlich wird dieser Internalisierungsprozess in zwei Etappen zerlegt, einen ersten Schritt der Introjektion des fremden, böartigen Objekts und einen weiteren der Identifizierung mit diesem Introjekt, so etwa Hirsch, 1994, 97-100, mit Bezugnahme auf Sandler. Die Beziehung zu einem äußeren Objekt ersetzt hier die autonome Beziehung des Subjekts zu sich selbst oder anders, das falsche Selbst (Winnicott) tritt an die Stelle einer authentischen, wahren Selbstorganisation.

Wo im Idealfall einer hinlänglich fördernden mütterlichen Umwelt sich allmählich ein relativ autonomes Größenselbst mit seinen Objekten herausbildet, bleibt dem Kind so im Falle des schweren mütterlichen Missbrauchs nur die Möglichkeit einer totalen, exzessiven Identifizierung mit dem Angreifer, um sein psychisches Überleben zu sichern.

Die Tatsache, dass fortan die internalisierte Gestalt der übergriffigen Mutter zum entscheidenden Träger der Selbstkonstitution einschließlich des Selbstwertgefühls des Kindes wird, zwingt die kindliche Seele alsbald zu einer weiteren Operation, man ist genötigt zu sagen: Notoperation. Das Kind sucht mit den durch die bedrohliche Muttergestalt ausgelösten Affekten der Angst, der Verzweiflung, des Schmerzes aber auch mit dem Groll, der Wut und der Feindseligkeit, vor allem letzterer, in der Weise fertig zu werden, dass es – sozusagen auf Gedeih und Verderb – am Bild der „guten“ Mutter festhält. Wir alle sind ja in den frühen Jahren und auch noch danach auf wohlwollende, fürsorgliche und verlässliche „gute“ Eltern, besonders Muttergestalten, für eine gedeihliche Entwicklung angewiesen.

Dieses ganz und gar unvermeidliche, weil existenziell notwendige Festhalten am Bild der „guten“ Mutter, einer regressiven Bildung, führt nun dazu, dass die mit der „guten“ Mutter und der Beziehung zu ihr nicht zu vereinbarenden Gefühle, Wahrnehmungen und Vorstellungen des Kindes abgespalten und ins nicht mehr unmittelbar bewusst Greifbare abgedrängt werden.

So kommt es, dass vor allem Angst, Verzweiflung und Wut durch bestimmte Mechanismen der Abwehr abgespalten und verleugnet werden. Diese Abtrennung wird fortan in strikter Weise aufrechterhalten, um die ursprüngliche Katastrophe nicht wieder heraufzubeschwören.

Zu bedenken ist hier, dass diese Spaltungsvorgänge als Folgen des Missbrauchs oft genug in der Vorgeschichte der Eltern-Kind-Beziehung ihre Vorläufer haben, die ihnen den Weg bahnen. Es liegt nahe, dass gerade zu sexuellem Missbrauch neigende Eltern, vor allem die Mütter, zu jener subtilen und subkutanen Korrespondenz schon im Vorfeld des eigentlichen Missbrauchs nur bedingt und begrenzt in der Lage sind, auf die das kleine Kind (das die Mutter noch längere Zeit als Teil seiner selbst erlebt) zur allmählichen Herausbildung einer individuellen und autonomen seelischen Existenz

vollständig angewiesen ist. Schon dem Kleinkind bleibt so nichts anderes übrig, als die Lebensäußerungen, die wegen der unzulänglichen kommunikativen Kompetenz der Mutter gewissermaßen unbeantwortet, unverarbeitet und unverdaulich bleiben, da angstausslösend, abzuspalten und zu verkapseln.

Die Spaltungsvorgänge, die das Affekt- und Vorstellungsleben des Kindes durchziehen, bleiben nicht auf diese seelischen Funktionen beschränkt, sondern erfassen in gleichem Maße auch die inneren Strukturen des kindlichen Subjekts, insbesondere die Konstruktionen des Selbst und des Ich einschließlich ihrer jeweiligen Objektbeziehungen. So besteht auf der einen Seite der mit der „lieben“ Mutter kompatible Ichanteil des Kindes, der durch Anhänglichkeit, Unterwürfigkeit und Willfährigkeit ihr gegenüber gekennzeichnet ist, und auf der anderen Seite strikt getrennt der Anteil, dessen Beziehung zum mütterlichen Objekt von Aggressivität und Feindseligkeit geprägt ist, welche angesichts der Unverzichtbarkeit und Übermacht der Mutter auf das Kind zurückfallen.

Das ohnehin geschwächte kindliche Subjekt wird durch die Spaltung in mehrfacher Hinsicht weiter in Mitleidenschaft gezogen. Seine Zerrissenheit schränkt seine Wahrnehmungs- und Manövrierfähigkeit zusätzlich ein. Gefühle einer diffusen inneren Spannung und einer chronischen Leere machen sich breit. Die Aufrechterhaltung der Spaltung muss durch den Einsatz weiterer Abwehrmechanismen wie Verleugnung, primitiver Idealisierung und projektiver Externalisierung gestützt und gesichert werden, welche beträchtlichen Energieaufwand erfordern. Schließlich ist auch der Narzissmus des Kindes, jetzt in totaler Identifikation mit der „guten“ Mutter hergestellt, in Wahrheit äußerst fragil, bedrohen ihn doch die Gefährlichkeit, jedenfalls Unverlässlichkeit des Mutterobjekts ebenso wie die eigenen aggressiven Tendenzen des Kindes, die trotz der Abspaltung unterschwellig weiter schwelen und wirksam sind.

Es verbleibt dem Kind so nur eine eingeschränkte, zerrissene und fragile Existenz.

Die narzisstische Identifizierung des Kindes mit der Mutter wie der sich anschließende Spaltungsmechanismus erweisen sich damit als letztlich erfolglose Manöver, das katastrophische Erleben des vorzeitigen Getrenntseins von der Mutter ungeschehen zu machen, welches durch den brutalen mütterlichen Übergriff ausgelöst wird.

In seiner bedrängten Lage nimmt das Kind in verstärktem Maße Zuflucht zu dem Mittel der exzessiven Identifikation mit dem Mutterobjekt. Diese Identifizierung stellt sich damit hier eher als ein prozesshaftes Geschehen dar und nicht als ein einmaliger und abgeschlossener Vorgang (so Trimborn, 2011, 34). Aber das Kind ergreift auch weitere Maßnahmen, die jetzt zu besprechen sind.

Bei aller Eingeschränktheit, Gespaltenheit und Zerrissenheit der kindlichen Seele darf jedoch nicht übersehen werden, dass vielfach auch lebendige und kreative Anteile in unterschiedlichem Umfang fortbestehen, die eine Existenz zur Not tragen können. Die im letzten unergründliche schöpferische Kraft der menschlichen Seele vermag selbst in Fällen tiefster Erniedrigung und schwerster Demütigung oft genug einen Leben und Lebendigkeit fördernden Ausweg zu finden. Der auf diesen Weg Gezwungene geht freilich nicht leichten Schritts; er bleibt ein Gezeichneter.

So sucht und erlangt das Kind in all seinem Elend gewisse Kompensationen, unter anderem dadurch, dass es trotz allen Negativen doch auch zu Regungen elterlicher Zuwendung und Zärtlichkeit kommen kann, auf die es so sehr angewiesen ist.

Vor allem aber ist in den Fällen mütterlichen Missbrauchs von Bedeutung, dass das Kind sich mit der Zeit in dem von sexueller Gewalt geprägten Verhältnis zu dem Elternteil einrichtet, allmählich mitmacht und mit zunehmendem Alter ein gewisses Vergnügen und sogar Lust bei der Sache empfindet.

Das Kind, in seiner Überreiztheit hochempfindlich und äußerst wahrnehmungsfähig, ahnt gewissermaßen, worauf das (pathologische) Begehren der Mutter abzielt und antwortet mit einer im Laufe der Zeit zunehmend selbstsicheren Sexualisierung seiner Beziehung zur Mutter, zu deren realer Gestalt, mit Folgen vor allem aber für deren noch nicht vollständig abgetrennte innere Repräsentation als Teil seiner Selbstkonstruktion. Das Kind versucht so sein spannungsreiches Verhältnis zur Mutter zu mildern und zu überspielen.

Dem Kind, hier dem kleinen Jungen, gelingt es so in seiner Empfänglichkeit für die Regungen der „guten“ Mutter, vor allem aber unter dem Druck, seine feindseligen Affekte gegenüber der bedrohlichen Mutter in Schach zu halten, durch eine zunehmende Sexualisierung diese aggressiven Tendenzen in nennenswertem Umfang zu neutralisieren. Das Ergebnis ist nach dem Vorbild der Mutter eine Art von kannibalistischer Frühsexualität auf Seiten des Kindes, welche sich bald zu einem Instrument der Beeinflussung und der Kontrolle der Mutter entwickelt. Das Kind tastet die mütterliche Gestalt gewissermaßen von Innen her ab, indem es seine aversiv und libidinös aufgeladenen seelischen Impulse in sie hineinversetzt und die mütterlichen Reaktionen jeweils minutiös registriert und im Sinne einer weiteren Einflussnahme ausnutzt.

Es handelt sich bei diesem Vorgang ersichtlich um das Verfahren der projektiven Identifizierung (Ogden, 1988). Geht es dabei im Fall des kindlichen Zusammenspiels mit einer hinreichend guten Mutter um die allmähliche Organisation geordneten kindlichen Erlebens, so sehen wir hier unter den pathologischen Bedingungen einer verzerrten Mutter-Kind-Interaktion den verzweifelten Versuch des Kindes, die Mutter durch genauestes Erfassen ihrer Resonanz unter seinen Einfluss, seine Kontrolle und seine Herrschaft zu bringen.

Die fortgesetzten Versuche der Beeinflussung und Manipulation der mütterlichen Figur mittels der andauernden sexuell-aggressiven Kontakte verleihen dem Kind so allmählich eine gewisse Sicherheit in der Erfassung und Einschätzung der mütterlichen Gefühlszustände sowie eine beträchtliche Fertigkeit in der Kontrolle und Steuerung der Gefühlsregungen der Mutter. Diese Form der Einflussnahme, immer wieder durchgespielt und bestätigt, weckt im Kind Vorstellungen uneingeschränkter Großartigkeit und grenzenloser Allmacht.

Bei der Erlangung einer wie immer gearteten narzisstischen Position der Kontrolle oder der Dominanz hilft dem Kind die Tatsache, dass seine vorzeitige sexuelle Überstimulierung und verfrühte sexuelle Erregung zu einer Art intellektueller, affektiver und charakterlicher Frühreife führen können. Die frühe Sexualisierung des Kindes befähigt es dann zu erstaunlichen Leistungen, durch welche es Anerkennung, Bewunderung und Beliebtheit bei seiner Umgebung gewinnt. Ferenczi (1933, 311) spricht hier von „traumatischer (pathologischer) Progression oder Frühreife“. Die vorzeitige Entfaltung gewisser Kapazitäten des Kindes hat allerdings ihren Preis in Form von wiederkehrenden oder länger dauernden regressiven Zuständen der Apathie, der Lethargie und der illusionären Realitätsverkennung als Folgen einer allzu großen Überforderung und Überanstrengung seiner Kräfte. Diese besondere Form von Unlebendigkeit kann bis zu einem „Lebendig-Totsein“ gehen (Shengold, 1979, 538).

Das so entstehende enge Verhältnis zur Mutter kann in manchen Fällen, insbesondere in solchen, in denen das Kind zum Zeitpunkt der ersten traumatischen Missbrauchserlebnisse das Kleinkindalter (bis 3 Jahre) bereits verlassen hatte, den Charakter einer > „guten Symbiose“ < (Hirsch, 1994, 167, 168) annehmen, solange die Stimulierung als lustvoll und nicht ängstigend erlebt wird.

Hier kann der omnipotente Narzissmus des wie in den übrigen Fällen in seiner Entwicklung und Entfaltung schwer eingeschränkten Kindes, gefördert durch den schlichten Zeitablauf und die Bedeutung des Alters der Beteiligten sowie gelegentlich begleitet von einem praeoedipalen Triumph über den anderen Elternteil, hier den Vater, später in eine dominante Stellung des Kindes gegenüber der Mutter umschlagen.

Mit dieser Änderung der Machtpositionen (wenn man so sagen darf) geht dann ein Rollentausch im Verhältnis Elternteil und Kind einher, der auch sonst bei inzestuösen Beziehungen recht häufig ist (Hirsch, 1994, 151 et passim).

Das Kind tut jetzt dem Elternteil das an, was ihm selber angetan wurde. Zur ergänzen ist hier, dass in modernen Therapien vergleichbarer Fälle nicht selten ein auch rascher Wechsel von passiver und aktiver, beziehungsweise von Opfer- und Täter-Position zu beobachten ist (Shengold, 1963, 740, 741). Dieser Positionstausch überrascht nicht, wohnt dem elterlichen Missbrauch doch von Anfang an ein – durch mancherlei Umstände in der Familiendynamik begünstigtes – Moment der Parentifizierung des Kindes inne.

Die durch Aggression und Sexualisierung bewerkstelligte Beeinflussung der Muttergestalt bewirkt beim kleinen Kind (bis zu einem Alter von etwa 3 Jahren), also in dem uns in erster Linie beschäftigenden Fall, wie dargestellt Vorstellungen unbegrenzter Großartigkeit und schrankenloser Allmacht, kurz, die Züge eines omnipotenten Narzissmus.

Die aggressive Sexualisierung des kindlichen Verhältnisses zur Mutter birgt jedoch schwerwiegende Gefahren. Das fortgesetzte aggressiv-sexuelle Zusammenspiel sowie die gemeinsame Erregung beleben archaische Wünsche des Kindes nach Vereinigung mit der frühen Mutter. Das sich einstellende symbiotische Verhältnis bringt daher für das Kind die Gefahr des Selbstverlusts durch Verschmelzung mit sich. Diese Gefahr mag durch die Tatsache gemildert werden, dass den beiderseitigen sexuellen Äußerungen deutlich Anteile sadistischen Charakters beigemischt sind. Entscheidend jedoch beugt der Verschmelzungsgefahr fürs erste der Umstand vor, dass das Kind als Folge des durch die Fusion mit der Mutter drohenden Selbstverlusts – das Kind erlebt ihn als mütterlichen Angriff – von panischer Angst ergriffen wird, welche zu sadistischem Hass führt, der zum Teil allerdings schon durch eine unerträgliche Übererregung hervorgerufen worden sein kann. Diese gegen die Mutter gerichtete sadistische Ablehnung, ja Ausstoßung, setzt nun ihrerseits aggressive Abwehrbewegungen in Form von Rückhalte- oder Rückholaktivitäten in Gang, mit welchen sich das Kind gegen den völligen Verlust der Muttergestalt wehrt. Paranoische Zwangsvorstellungen und depressive Vernichtungsängste sind das Ergebnis. Diese Verfolgungs- und Vernichtungsängste kann man sich freilich auch als – sozusagen „direkte“ – Folgen des Hasses gegen das übermächtige Mutterintrojekt vorstellen, das sich zur Wehr setzt.

Gegen die verfolgende, bedrohliche Mutterimago nun bringt das Kind – fast möchte man sagen: nach bewährtem Muster – die geläufigen Formen und Mechanismen der Abwehr zur Anwendung: Archaische Idealisierung, Verleugnung, Spaltung, projektive Identifizierung samt Sexualisierung und Externalisierung. Damit wird ein zirkulärer Prozess der kindlichen Reaktionen in Gang gesetzt, der jedoch die äußert problematische Situation des Kindes nicht mildert, sondern eher verschärft und zu schweren, ja fatalen Folgen führen kann.

Es ist dieser Vorgang ein aufschlussreiches Beispiel für die nicht nur in Inzestfällen sondern auch in anderen Szenarien einer traumatisch wirkenden allzu frühen Trennung gegebenen Tatsache, dass die in solchen Fällen ergriffene Notmaßnahme einer narzisstischen oder totalen Identifizierung eine Abwehrorganisation zur Folge hat, deren Konsequenzen stets weitere Abwehroperationen analogen Musters nach sich ziehen.

Der Vollständigkeit der Schilderung halber muss ergänzt werden, dass parallel zum eben behandelten sadistisch-masochistischen Wechselspiel eine andere Abwehrvariante gegenüber dem dem Kind drohenden Selbstverlust durch Fusion mit der Mutter Platz greift. Hier versucht das Kind der Verschmelzungsgefahr durch Verweigerung und Rückzug zu entkommen. Dieser Rückzug führt jedoch seinerseits zu Ängsten vor Isolation und Verlassenheit sowie Gefühlen der Depression und der Minderwertigkeit. Bewegungen in Richtung auf die Schutz und Sicherheit gewährende Mutter sind die Folge. Auch hier ist also ein zirkuläres, sich wiederholendes Geschehen von einander widerstreitenden seelischen Bewegungen zu beobachten.

Eine besondere Fragilität wohnt dem hybriden Narzissmus des Kindes – wie dem des Erwachsenen später – aber nicht nur aus Gründen seiner gewissermaßen internen Beschaffenheit inne sondern auch wegen seines Verhältnisses zur Außenwelt. Die omnipotente Kontrolle der „Innenwelt der Außenwelt“ (Müller-Pozzi, 1995, 186) ist für den im narzisstischen System Gefangenen ein existenzielles Gebot, weil er insgeheim trotz der zur Schau gestellten Grandiosität von depressiven Gefühlen der Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit gequält wird, welche gerade auch in seiner Inkompetenz im Umgang mit anderen ihre Ursache haben. Entzieht sich ein fremdes Objekt einer solchen Kontrolle und sei es auch nur durch eigene Wünsche, eigene Kritik oder eigene Forderungen, so reagiert das narzisstische Subjekt mit sofortigem Rückzug oder schlagartig mit einem Übermaß an Feindseligkeit und Entwertung. Diese Feindseligkeit ist in erster Linie Ausdruck der dem narzisstischen System wie beschrieben inhärenten Gewalt und dient dem Zweck, die Stabilität des Systems zu gewährleisten. In diesem Zusammenhang sei Trimborn zitiert (2011, 77): „Entsprechend dem narzisstischen Kernkomplex kommt der Aggression eine geradezu entscheidende und existenzielle Bedeutung zu. Diese dient dazu, das omnipotente narzisstische System unter allen Umständen gegen eine als Bedrohung erlebte Objektbeziehung zu erhalten...“

Gerade, weil der Narzisst für seine überzogenen Größenvorstellungen eine Abstützung in der Außenwelt und ihren Objekten, - Personen, Personengruppen oder Institutionen -, nötig hat, wird die Lage für ihn schon dann bedrohlich, wenn in seiner Umgebung ein selbstständiges und autonomes für ihn aber nicht unwichtiges Objekt auftaucht, das sich den Regeln seines egozentrischen Spiels verweigert und ihm nicht auf den projektiv-indifikatorischen Leim geht. Dann droht dem omnipotenten Narzissten eine Labilisierung seines Systems und der Absturz in die Depression oder Schlimmeres.

Das neu auftretende relevante Objekt wird zunächst aufs Heftigste bekämpft, da es die Gefahr der Abhängigkeit heraufbeschwört (vgl. Searles, 1974, 11) und damit die Erinnerung an das Trennungstrauma. Wenn das Objekt seine Wichtigkeit für den Narzissten aber nicht verliert, sondern unter Umständen noch steigert, etwa weil es erotisch besetzt wird oder aus anderen Gründen, zu denen auch Wahrnehmungsfähigkeit und Intelligenz des Narzissten zählen, dann meldet sich das tief verdrängte Trennungsgeschehen wieder und entfaltet, wenn plötzlich und unvermittelt auftauchend, seine mörderische (auch suizidale) Kraft.

Dabei ist es gleichgültig, ob das neue für den omnipotenten Narzissten wichtige Objekt sich aus einem unterwürfigen Bewunderer, der innerhalb des narzisstischen Systems degradiert und entwertet ist, herausentwickelt (wie bei der Sphinx und Oedipus) oder ob die äußere Stütze eines intern idealisierten Mutterbildes die Gestalt eines neuen Objekts annimmt (wie in den entsprechenden Analysen; man vgl. etwa den Fall bei Trimborn, 2011, 65-86) oder ob das neue Objekt von einer anderen Seite her auftaucht.

Solange die genannten Objekte gewissermaßen stillhalten und dem omnipotenten Narzissten zur Verfügung stehen oder ihn nicht stören, kann dessen illusionäre Produktion weitergehen. Wehe aber, das eine oder andere Objekt schert aus, zeigt eigenes Gesicht und eigene Lebendigkeit, dann bricht das narzisstische System unter der Last des wiederbelebten Trennungstraumas zusammen. Der Selbstmord wird jetzt eine naheliegende Möglichkeit.

Kurz zusammengefasst: Infolge der massiven Kontrolle der Muttergestalt kommt es im Kind zu Vorstellungen und Gefühlen von Großartigkeit und Allmacht, zu einem hybriden Narzissmus. Dieser omnipotente Narzissmus weckt jedoch sogleich kindliche Sehnsüchte nach Verschmelzung mit der Mutter, welche da gefährlich in zirkulären Bewegungen abgewehrt werden müssen. Das entstehende System eines hybriden Narzissmus zeichnet sich so durch in kürzeren oder längeren Abständen auftretende Wechsel zwischen omnipotenter Großartigkeit und manischem Überschwang auf der einen Seite und Ängsten vor Verfolgung und Vernichtung sowie Gefühlen der Verlorenheit und Minderwertigkeit auf der anderen Seite aus. Diese Wechsel führen jedoch nicht zur Entlastung des Subjekts sondern verschärfen seine Situation durch eine zunehmende Anfälligkeit seines narzisstischen Systems.

Eine zusätzliche Fragilität des in einem omnipotent-narzisstischen System gefangenen Subjekts ergibt sich aus seinem prekären Verhältnis zu den Objekten der Außenwelt. Einerseits ist es auf diese Objekte als Spiegel und Stützen seines Narzissmus angewiesen, andererseits ist es aus Gründen seiner defizitären Selbststruktur zu adäquatem Umgang mit ihnen nicht imstande. Gefühle der Minderwertigkeit stehen so im Widerspruch zu seinen grandiosen Ideen. Das narzisstische Subjekt, zur ständigen Kontrolle seines Umfelds gezwungen, reagiert mit sofortigem Rückzug oder unvermittelter Aggression, wenn sich das fremde Objekt seinen Erwartungen nicht einfügt. Bedrohlich wird es für den omnipotenten Narzissten, wenn in seiner Umgebung ein neues Objekt auftaucht, zu dem sich eine für ihn wichtige weil emotional besetzte Beziehung herstellt. Eine solche Beziehung ruft in ihm das Gefühl der Abhängigkeit hervor, das das ursprüngliche Trauma der Verlassenheit in Erinnerung bringt. Das scheinautonome narzisstische System gerät in Gefahr und droht einzustürzen mit unter Umständen verhängnisvollen Folgen.

Nach allem erweist sich der im Wege projektiver Identifikation hergestellte hybride Narzissmus als ein schweres Hindernis für die weitere Reifung und Entwicklung des Subjekts.

Allein schon die Zerrissenheit und Zerklüftung der inneren Verhältnisse des omnipotent-narzisstischen Systems wie auch die Intensität der zu seiner Aufrechterhaltung eingesetzten und weithin gegeneinander arbeitenden triebhaften und narzisstischen Kräfte machen diese Entwicklungsblockade verständlich. Ergänzend und erläuternd sei für den Augenblick noch folgendes hinzugefügt:

Die traumatisch erlebte vorzeitige Getrenntheit von der Mutter bewirkt eine Zerstörung des Übergangsraums, der dem Kind im Zusammenspiel mit der Mutter in aller Regel die allmähliche Bildung von Repräsentanzen und Symbolen für die Gegebenheiten seiner äußeren und inneren Welt erlaubt. So bleiben hier die bewussten und unbewussten Vorstellungen des Kindes hinsichtlich seiner selbst und seiner Objekte verworren und unsicher. Da innere Repräsentation und Affektregulierung sich stets gemeinsam entwickeln, sind auch seine Möglichkeiten der Affektkontrolle und – beherrschung eingeschränkt. All das hat tiefgreifende Konsequenzen für die Befähigung des Kindes zu Realitätswahrnehmung, Symbolbildung und Denken sowie für seine Kapazität zu wirklichkeitsadäquater Verhaltenssteuerung.

Nicht zuletzt diese Mängel führen zu einer Blockade der weiteren kindlichen Entwicklung.

Schließlich wird die Herausbildung wirklicher Selbstständigkeit und wahrer Eigenverantwortung des erst in der Entwicklung begriffenen Kindes durch ein komplexes (mit den bisher beschriebenen Phänomenen verwobenes) Schuldgefühl behindert, das sich anfangs aus zwei Quellen speist, im Laufe der Zeit aber auch aus anderen Gründen anwächst. Einmal entsteht im Kind die Überzeugung, dass es selber schlecht sein müsse, wenn die „guten“ Eltern mit ihm auf so unfreundliche, ja feindselige und unverständliche Art und Weise verfahren. Zum anderen übernimmt das für die elterlichen Regungen so sensible Kind – auf dem Wege der erwähnten totalen Introjektion des Aggressors – das Schuldbewusstsein des Erwachsenen, das ja in dessen Verhalten eine durchaus reale Grundlage hat. So entsteht im Kind das Gefühl „nichts wert“ zu sein und eigentlich keine Existenzberechtigung zu besitzen.

Dass das Kind im Laufe der Zeit aus der sexuellen Beziehung einen Lustgewinn zieht, ist ein weiterer späterer Umstand, der zu seinem Schuldgefühl beiträgt ebenso wie das bewusste und gewollte Mitmachen, das zudem zu aggressiven Beseitigungswünschen gegen den anderen nicht beteiligten Elternteil führen kann, was wiederum schuldauslösend wäre. Immer mehr vermischt sich das Schuldgefühl so auch mit Scham.

Schließlich wird das Schuldgefühl aus der überwiegend unbewussten Strafangst gespeist, welche ursprünglich durch die unterschwellige Wut auf den feindlichen mütterlichen Eindringling ausgelöst wird.

Diese Wut und Feindseligkeit finden letztlich in dem auf Angst vor Verschmelzung beruhenden Hass des Kindes innerhalb des narzisstischen Systems ihre Fortsetzung, der zu dem beschriebenen Sadomasochismus des Subjekts führt. Auch diese Form der Aggressivität lässt sich unter Verwendung einer Terminologie der Schuld beschreiben, wobei allerdings zu bedenken ist, dass in der seelischen Realität die Phänomene, etwa die Affekte, selten in unvermischter Form auftreten und auch unter Verwendung ganz unterschiedlicher konzeptioneller Ansätze beschrieben werden können.

Ein weiterer versteckter Grund für das Vorhandensein eines unbewussten Schuldgefühls wird von Trimborn (2011, 15) vermutet: Er könnte in dem Vorgang der narzisstischen Identifizierung selbst liegen, insofern als diese zur Auslöschung des Objekts im bewussten Erleben des Narzissten führt. Von den durch sein frühes Schicksal hervorgerufenen irrationalen Schuldgefühlen des Kindes ist die reale Schuld zu unterscheiden, die das Kind in seinem späteren Leben als Folge seiner Identifikation mit dem destruktiven Introjekt durch Fehlverhalten auf sich lädt.

---

Insgesamt sehen wir, wie die Seele des Kindes sich voller Verzweiflung müht, mit dem katastrophischen Erleben fertig zu werden, vor der Zeit von der Mutter, die das Kind weithin noch als Teil seiner selbst empfindet, getrennt zu sein und einer es vollständig überfordernden fremden Welt ausgesetzt zu werden. Die Unzulänglichkeit und Übergriffigkeit der Mutter versetzen das Kind damit in das Dilemma, einerseits sich mit ihr nicht mehr vertrauensvoll verbunden zu fühlen, andererseits aber auch dem abgetrennten Alleinsein in keiner Weise gewachsen zu sein. Ablehnung und Feindseligkeit des Kindes gegenüber der als bedrohlich erlebten Muttergestalt stehen so fortan in einem unlöslichen Widerstreit mit dem kindlichen Verlangen nach dem Schutz und der Zuwendung der existenziell benötigten Mutter. Dieser die kindliche Seele zerreißen Widerstreit scheint durch alle Etappen der verzweifelten Bemühungen des Kindes ihn aufzuheben hindurch trotz der Verwandlung seiner Erscheinungsformen fortzubestehen.

Das Kind bemüht sich, das unerträgliche traumatische Erleben der vorzeitigen Getrenntheit, das den Grund seiner Verzweiflung und Zerrissenheit bildet, dadurch zu neutralisieren und quasi ungeschehen zu machen, dass es sich mit der Mutter auf Gedeih und Verderb in vollständiger Weise identifiziert, um auf diese Weise dennoch mit ihr verbunden zu bleiben. Diese narzisstische Identifizierung mit der Mutterfigur erweist sich indessen schon bald als ein erfolgloses Manöver, den genannten Widerspruch aufzulösen: Ohne seine Natur zu ändern wird er lediglich ins Innere des Kindes verlegt – wenn man angesichts der frühen Verhältnisse zwischen Mutter und Kind so sagen darf – , wo er fortan den Kern des kindlichen Selbst bildet und diesem damit eine „falsche“ Struktur aufnötigt. An die Stelle der Keimzelle für eine authentische und autonome Entwicklung tritt so die starre und extrem belastende Beziehung zu einem fremden Objekt.

Auch die anschließende Spaltung, mit der das Kind versucht, die Beziehung zur „guten“ Mutter von der zur „bösen“ in strikter Weise zu trennen, verwandelt nur die Erscheinungsform des Widerspruchs – und schafft schon durch den erforderlichen Energieaufwand erhebliche Kosten und durch die einander widerstrebenden triebhaften Tendenzen Verwirrung und Unsicherheit.

Das nunmehr vom Kind unter Aufbietung aller Kräfte einer frühen Aggressivität und Sexualität verwendete Verfahren der projektiven Identifizierung scheint auf den ersten Blick erfolgreich, führt es doch über ein quasi symbiotisches Verhältnis zu einer Beherrschung oder zumindest zu einer Kontrolle der Mutterimago durch das Kind und begründet so das kindliche System eines omnipotenten und megalomanen Narzissmus. Näheres Zusehen zeigt jedoch, dass diese Symbiose die Gefahr der Verschmelzung mit der Mutter mit sich bringt.

Gegen diese Gefahr nun setzt sich das kindliche Subjekt durch Maßnahmen des Rückzugs sowieso vor allem der Aggression zur Wehr, die in der Folgezeit dem genannten grundsätzlichen Widerspruch die Form kostspieliger zirkulärer Vorgänge verleihen: Die Sehnsucht nach Verschmelzung mit der Mutter führt zur Angst vor dem Selbstverlust durch Fusion. Der Hass auf die das Kind auf solche Weise bedrohende Muttergestalt ruft seinerseits Angst vor dem Verlust der Mutter hervor und vor der dadurch ausgelösten Vernichtung. Die gegen diese Gefahr gerichteten Aktivitäten des Kindes münden in eine Art von sadomasochistischem Kräftespiel, gegen das sich das Kind mit den Mitteln der Spaltung, der projektiven Identifizierung sowieso des omnipotenten Narzissmus wehrt, womit sich der Kreis der Maßnahmen erst einmal schließt.

Die Aufrechterhaltung seines hybriden omnipotenten Systems verlangt dem Kind damit ein hohes Maß an vornehmlich aggressiver Energie ab. Hauptzweck dieser so aufwendigen Stabilisierung seines narzisstischen Systems ist es wie dargetan, unter allen Umständen und um jeden Preis das Auftauchen auch nur der Erinnerung an das uranfängliche Trauma der Trennung und der Überforderung zu unterbinden.

Der rückwärtsgerichtete Charakter der gesamten Anstrengung des Kindes wie auch der enorme Kräfteverschleiß dieser letztlich vergeblichen Unternehmung machen klar, dass die Etablierung und Unterhaltung des narzisstischen Systems des Kindes trotz seiner „inneren“ kreisförmigen Beweglichkeit eine rigide Struktur bewirken, welche die weitere Individuations- und Autonomieentwicklung blockiert. Gewiss können glückliche konstitutionelle Faktoren und günstige Konstellationen im Umfeld im Laufe des weiteren Lebens Modifikationen der Ausgangsstruktur ermöglichen, diese bleiben jedoch in aller Regel überschaubar und geringfügig und vermögen die prinzipielle Entwicklungsblockade nicht aufzulösen.

Die die seelische Entwicklung fixierende und zugleich zerrissene, in sich widersprüchliche Struktur des omnipotenten Narzissmus manifestiert sich deutlich in einer Reihe von Störungen und Ausfällen der Psyche des Kindes wie später des Erwachsenen.



---

Unsere Hauptaufgabe, den Lebens- und Leidensweg des Oedipus einsehbar und verständlich zu machen, zwingt dazu, sich mit den intellektuellen und affektiven Beeinträchtigungen des omnipotent-narzisstisch Gefesselten detaillierter zu befassen.

Da sind einmal die Defizite der intellektuellen Kapazität zu nennen.

Allein schon die hohe aggressive Aufladung der Anstrengungen, deren Opfer das Ich des Kindes eher ist als deren Akteur, beeinträchtigt durch ihre große Spannung (- es geht schließlich sowohl bei der Erlangung von Kontrolle über die Muttergestalt als auch bei ihrer Ausstoßung und bei ihrer Beschwichtigung nach dem Alles- oder Nichts-Prinzip stets um Sein oder Nichtsein -) die kindliche Realitätswahrnehmung und –beurteilung und damit das Denken.

Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass die Herausbildung einer realitätsgerechten Symbolisierung der äußeren wie der inneren Welt des Kindes wie bereits angedeutet ein langwieriger Prozess der überwiegend unbewussten Abstimmung zwischen Mutter und Kind ist, welche über körpernahe Repräsentationen und Praesymbole zu den Symbolen führt und von früh an den Dritten (sei es auch nur als den „Vater in der Mutter“) einbezieht. Wenn dieser allmähliche Vorgang durch den Übergriff der Mutter abrupt abgebrochen wird und durch ein rigides, hochgradig narzisstisches System ersetzt wird, das den Dritten als Vermittler der Symbolwelt kategorisch ausschließt, bleibt die Fähigkeit des Kindes zur Symbolisierung schwer beeinträchtigt, was sich in Aufmerksamkeits- und Wahrnehmungsdefiziten aber auch in Störungen des Denkens und Erinnerns ausdrückt. Eine Störung im Verhältnis von Ich und Objekt findet eben stets ihre Entsprechung in einer Störung des Verhältnisses von Symbol- und Symbolisiertem (Segal, 1990, 206; Trimborn, 2011, 47). So verhindert etwa das narzisstische System durch seine Expansivität und Verwischung der Grenzen zwischen Innen und Außen sowie derjenigen zwischen Selbst und Nichtselbst die Bildung realitätsgerechter und differenzierter Ich- bzw. Selbst- und Objektrepräsentationen.

Schließlich ist es der Mechanismus der Spaltung, mithilfe dessen das Ich des Kindes sich müht, miteinander unvereinbare, einander widersprechende und gegensätzliche Affekte in Bezug auf ein und dasselbe Objekt – etwa Vereinigungswunsch und -angst sowie Trennungswunsch und -angst in der Beziehung zur Gestalt der Mutter – notdürftig unter Kontrolle zu bekommen, welcher entscheidend zur Verwirrung der Vorstellungen, der Begriffe und des Denkens beiträgt, weil die Widersprüche unterirdisch fortbestehen.

In extremen Fällen kann sich die Spaltung gegen das Denken selbst richten (worauf Trimborn, 2011, 47, unter Verweis auf Bion aufmerksam macht), weil schon der Denkvorgang selbst Verbindungen schafft mithin eine Bewegung darstellt, welche den in einem äußerst antagonistisch angespannten narzisstischen System Gefangenen in unerträglich schmerzhafter Weise auf Abhängigkeit und damit auf Trennung verweist. Hier ist es also die Denkstörung, die sozusagen die Funktion eines Abwehrmechanismus übernimmt.

In allgemeiner Form kann man nach Allem feststellen, dass Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Denkstörungen des omnipotent-narzisstisch Fixierten sich auf eine allzu frühe Blockade des langwierigen Vorgangs der Symbolisierung zurückführen lassen. Dieser Vorgang bezieht im günstigen Fall den Dritten ein und macht damit in prinzipieller Weise die Abwesenheit der Mutter allmählich erträglich, wie denn eine gelingende Symbolbildung im Einzelfall immer die Funktion besitzt, die Abwesenheit des Symbolisierten erträglich zu machen, sie durch das Symbol gleichsam zu

überspielen und auszugleichen. Dem hybriden Narzissten bleibt dieser Weg der Gewinnung differenzierter und tragfähiger Symbole verschlossen.

Für die Störungen des Affektlebens des narzisstischen Kindes gilt das Folgende:

Wie dargestellt lassen sich die Verwirrungen und Störungen im intellektuellen Leben des Kindes im wesentlichen mit den Konfusionen und Antagonismen der nicht zu bewältigenden affektiven Widersprüche in Verbindung bringen. Und auch der entgleisende Prozess der Symbolgewinnung verweist auf diesen Zusammenhang, geht es doch bei dieser Entwicklung neben der Symbolisierung von organismischen und sensuellen Erlebnissen in erster Linie um die Aufrichtung eines Symbolsystems, das sich auf das affektive Leben des Kindes bezieht.

In aller Regel gehen im Guten wie im Schlechten der Prozess der Symbolisierung und die Entwicklung von Affektregulation und -kontrolle Hand in Hand. Insofern entsprechen sich fehlende Symbolisierung und Ausfälle der Regulations- und Kontrollfunktion zu allermeist. So finden die Schwächen und Verwirrungen des intellektuellen Lebens ihre Entsprechung in Gefühlen einer chronischen Leere, einer diffusen Angespanntheit und einer „tief schmerzlichen Verstimmung“ (Freud, 1916 b, 429) einerseits und andererseits, wenn und solange die antagonistischen Affektbewegungen sich nicht gegenseitig neutralisieren, in extremen Gefühlen und Haltungen narzisstischen Überschwangs und omnipotenter Großartigkeit, die sich mit solchen einer tiefen Niedergeschlagenheit und Vernichtungsangst abwechseln. Sowenig der Einzelne Herr seiner intellektuellen Leistungen ist, sowenig ist er es hinsichtlich seiner Affekte: „Menschen mit einer narzisstischen Struktur sind nicht Subjekt ihrer Emotionen...“ (Trimborn, 2011, 72).

Der enge Zusammenhang der Störungen des intellektuellen und des affektiven Lebens des omnipotenten Narzissten wird auch durch die Tatsache verdeutlicht, dass seine auffällige vorzeitige intellektuelle Befähigung, wie schon kurz angesprochen, in einer erstaunlichen affektiven Frühreife ihre Parallele findet. Die frühe sexuelle Überreizung und Übererregung des Kindes und der auf ihm lastende enorme Druck, seine pure Existenz zu sichern, führen hier zur Aktivierung affektiver und charakterlicher Potenziale weit vor der Zeit, die es zu erstaunlichen Entwicklungs- und Reifungsschritten befähigen. Ferenczi (1933, 311) beschreibt dieses plötzliche Aufblühen latenter Dispositionen in folgender Weise:

„Das sexuell angegriffene Kind kann die in ihm virtuell vorgebildeten zukünftigen Fähigkeiten, die zur Ehe, zur Mutterschaft, zum Vatersein gehören, und alle Empfindungen eines ausgereiften Menschen unter dem Drucke der traumatischen Notwendigkeit plötzlich zur Entfaltung bringen.“

---

Bildet im Allgemeinen die verfrühte physische oder psychische Abwesenheit der Mutter die Ursache des das Kind treffenden Traumas, so stellt der Fall des elterlichen, hier des mütterlichen sexuellen Missbrauchs, insofern eine abweichende Gegebenheit dar, als die Abwesenheit, besser das Verschwinden der Mutter von einer Anforderung oder einem Auftrag an das Kind begleitet wird, der es weit überfordert und ins Nichts stürzt. Auch für diesen Fall lässt sich sicher in allgemeiner Form feststellen, dass sich die Kinder im Fall der totalen Identifikation mit den Eltern notgedrungen auch mit deren Defekten identifizieren und sie übernehmen, also auch mit deren Störungen ihres intellektuellen und affektiven Lebens. Diese Aussage ist für sich genommen gewiss richtig, nur ist es vielleicht an dieser Stelle – auch in Bezug auf alles Weitere – ratsam, sich konkreter mit dem speziellen Defekt der Mutter zu befassen, der sie dazu bewegt, gleichzeitig mit der Entfernung von ihrem Kind, dieses mit einem selbstsüchtigen Auftrag zu belasten und zu überfordern.

Die Frage nach der Pathologie der Mutter konfrontiert uns mit dem Phänomen der gleichsam hereditären Weitergabe der perversen Symptomatik des missbrauchenden Elternteils an sein Kind. Zu dem Thema der intergenerationellen Tradition inzestuöser Eltern-Kind-Verhältnisse schreibt Hirsch (1993, 39) unter Bezugnahme auf Freud:

„Auf die Perversion des (Inzest-)Vaters folgt die Hysterie der Tochter. Nur ein kleiner Schritt wäre es, zu folgern, dass die Perversität des Vaters durch die („hysterische“) Überbesetzung bzw. übermäßige Abwehr einer ehemals ebenfalls missbrauchten Mutter herrührt.“ (Letzteres muss wohl heißen: „... herbeigeführt wird...“, H.-J. B.).

Betrachtet man den elterlichen Missbrauch nicht als isoliertes Geschehen sondern realitätsgerecht als Teil einer Familiendynamik und bezieht man so konsequenterweise auch den latenten Missbrauch des Kindes im Rahmen einer subtil erotisierten Familienatmosphäre mit in die Betrachtung sexueller Gewalt ein, so scheint die intergenerationelle Weitergabe solcher Missbrauchserfahrungen ein sehr häufiges Phänomen zu sein (Hirsch, 1994, 123-125; 154, 155).

Die genannte Art der Generationenfolge legt die Vermutung nahe, dass die missbrauchende Mutter selbst Opfer einer missbrauchenden Elternfigur – in erster Linie des Vaters – geworden ist. Auch bei ihr ist also von einer exzessiven Identifikation mit einem Elternteil auszugehen, welche ihre Entwicklung blockiert, sie in eine hybrid-narzisstische Position zwingt und nur eine paeoedipal oral- bzw. analsadistische Form der Sexualität zulässt. Zu ergänzen ist hier, dass der Missbrauch durchaus auch von einer weiblichen, mütterlichen Gestalt vorgenommen sein könnte, ohne die Verhältnisse wesentlich zu ändern. Das kleine Kind stattet den es sexuell misshandelnden und überstimulierenden Erwachsenen, gleich welchen Geschlechts, in seinem Erleben stets mit einem penetrativen und kannibalistischen Phallus aus (Shengold, 1967, 406). Hinzu kommt, dass das kleine Mädchen den Avancen und Zudringlichkeiten des Vaters gegenüber auch deshalb nicht selten besonders aufgeschlossen ist, weil es sich von ihm die Zuwendung und Zärtlichkeit erhofft, die eine resonanzunfähige Mutter vermissen lässt.

Zu überlegen bleibt bei alledem, ob es sich nicht vielleicht bei dem hier sogenannten „Vater“ psychisch im Kern um eine Mutter handelt. Bei Zugrundelegung der frühen Missbrauchstradition ist der Vater ja im Rahmen der totalen Identifikation mit seiner Mutter in hybrider Form identifiziert, mit anderen Worten, in der Konstruktion seines „falschen“ Selbst spielt die Beziehung zu einer praeoedipalen weiblichen Figur die Hauptrolle, was ihm ja die Bedeutung des Vaters nimmt und dem Missbrauch seiner Tochter Vorschub leistet.

Die schwere Pathologie der Mutter, in der einen oder anderen Form durch frühen Missbrauch herbeigeführt, wird dann von ihr dadurch an ihr Kind weitergegeben, dass sie die Position des ausbeutenden Elternteils übernimmt, was infolge ihrer narzisstischen Identifikation mit diesem naheliegt, und dem Kind damit die Opferrolle zuweist. Denkbar ist freilich auch, dass sie in einer Art von Neuinszenierung ihres alten illegitimen Verhältnisses zu Vater oder Mutter das Kind an die elterliche Stelle setzt und es mit den eingeübten und bewährten Mitteln der projektiven Identifizierung manipuliert und kontrolliert.

Ist die pathologische Struktur der Mutter durch elterlichen Missbrauch zu einer späteren Zeit als dem dritten Lebensjahr verursacht, so kommt in Betracht, dass die Mutter eine Position dem Kind gegenüber ausspielt, die sie durch „Machtwechsel“ oder „Rollentausch“ mit ihrem Elternteil usurpiert hat.

Besonders die aggressive In-Dienst-nahme der frühen Sexualität des Kindes stellt – vielleicht im Unterschied zu anderen Fällen einer vorzeitigen Traumatisierung – eine gewissermaßen zweite Überforderung und äußerst folgenreiche Ausbeutung der Kräfte des Kindes dar, jedenfalls gibt sie dem Trauma eine besondere Gestalt, welche vor allem seine intellektuellen und affektiven Kapazitäten bei weitem übersteigt und den entsprechenden Störungen ein besonderes Gewicht gibt. Allerdings stehen den schweren Defekten wie bereits erwähnt gerade als Ergebnis der enormen Überanstrengung auch überraschende Fähigkeiten intellektueller und affektiver Art gegenüber. Wie lassen sich diese Zeugnisse einer pathologischen Frühreife erklären? Es scheint, als wenn Kinder in höchster Not und in Todesangst in ihnen keimhaft angelegte Fähigkeiten plötzlich zur Entfaltung bringen können und insofern Eigenschaften zeigen und Leistungen hervorbringen, die alle Welt in Erstaunen versetzen. Für das männliche von seiner Mutter missbrauchte kleine Kind sei zusätzlich eine vielleicht gewagte gewissermaßen topographische Hypothese aufgestellt, die von den körperlichen Vorstellungen und dem Körperbild des Kleinkindes ihren Ausgang nimmt. Interesse und Verhalten der inzestuösen Mutter richten sich in der einen oder anderen Form naturgemäß auf den Penis des Jungen, so dass die Annahme einer von ihr praktizierten fellatio naheliegt. Dementsprechend hat die ursprüngliche Angst des kleinen Kindes ganz wesentlich mit der Bedrohung dieses Organs zu tun. Es handelt sich folglich um die Angst vor Kastration. Dem Kleinkind steht jetzt nur eine einzige Möglichkeit zu Gebote, seinen Penis zu retten: ihn zu verschlucken. Der Kopf und seine Organe, das Gehirn, die Augen, der Mund, erfahren dadurch eine libidinös-sexuelle Überbesetzung und eine energetisch übergroße Aufladung, welche dem Kind angesichts seiner existenziellen Notlage intellektuell und affektiv zustatten kommen, – jedenfalls einstweilen. So ließen sich etwa seine überpräzise Wahrnehmung und seine extreme manipulative Befähigung erklären, mittels derer es sich im Rahmen der projektiven Identifizierung ein Bild von den inneren Verhältnissen der Mutter macht und sie in aggressiv-sexueller Weise kontrolliert.

Die Einverleibung des Penis bringt dem kleinen Kind letztendlich keine Rettung sondern ändert nur die Erscheinungsform der drohenden Katastrophe. An die Stelle der Angst vor Kastration tritt panikgetrieben jetzt regressiv die Angst vor dem kannibalistischen Verschlungenwerden. Der Zusammenhang zwischen Kannibalismus und sexueller Verführung ist sowohl in den Mythen des Altertums (Devereux, 1953, 132-141) als auch in den Analysen der heutigen Zeit (Shengold, 1963, 725-751; ders. 1967, 403-415) überaus deutlich.

In diesem Zusammenhang sei im Vorgriff auf Späteres erwähnt, dass Oedipus bei Sophokles (K.Oe. 1398-1401) das mütterliche Genitale aufs deutlichste mit dem Mund und dessen Tätigkeit, dem Trinken, in Verbindung bringt:

„O ihr drei Straßen und du abgelegene Schlucht, Gebüsch und Engpass an der Wegekreuzung, ihr, die ihr mein Blut aus meinen eignen Händen trinkt, des Vaters Blut, - ...“ (vgl. auch van der Sterren, 1986, 64-67).

Der ganze Körper des Kindes erfährt durch den kannibalistischen Angriff der Mutter eine besondere Bedrohung und erhält zugleich eine sexualisierte Gestalt, die den kindlichen Narzissmus nochmals steigert. Die Folgen sind unter anderem ein steter Zwang zu Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle. Diese dauernde Kontrolle auf Seiten des Kindes (des kindlichen Anteils des fragilen Selbst) dient einerseits der Erregung von Aufmerksamkeit und Interesse der gierigen Mutter (des gierigen Selbstanteils) durch Inszenierung von Größe und Großartigkeit, also der Vermeidung ihres Totalverlusts, wie auf der anderen Seite der Ausschaltung der Gefahr des Selbstverlusts durch Fusion

mit der Mutter (durch Verschlungenwerden) mittels der Herstellung einer aufgeblähten „Übergröße“. Es handelt sich also um das alte Spiel. Sein Körper gewinnt damit in der Perspektive des Kindes die Figur einer Art von Gesamt- oder Großpenis. Kopf und Gesicht sind die bestimmenden Form- und Frontelemente dieser Figur. Unsere Phantasie lässt uns ahnen, welches die Gründe sind für den nicht nur sprachlichen Zusammenhang zwischen den Bezeichnungen für die Augen und die Hoden, etwa den englischen „eyes“ und den volkstümlichen „Eiern“ im Deutschen. Es kann so auch nicht überraschen, dass das lateinische testis sowohl (Augen-)Zeuge wie auch Hoden bedeutet und dass das Englische den Hoden „testicle“, wörtlich: den kleinen Zeugen, nennt (vgl. hierzu Shengold, 1963, 726).

Über die genannten Einschränkungen und Besonderheiten intellektueller und affektiver Natur hinaus ergeben sich für das im System des omnipotenten Narzissmus gefangene Subjekt als Folge der diesem System eigenen sich verschärfenden zirkulären Dynamik auffallende Defekte in der Persönlichkeitsstruktur, von denen lediglich zwei in unserem Zusammenhang besonders wichtige genannt seien.

Hier geht es zuerst um den schon näher beschriebenen Wechsel der inneren Bewegungen, die einmal die Richtung auf die vereinnahmende Muttergestalt nehmen, um dann ebenso entschieden von ihr fortzustreben, einer anderen Unerträglichkeit entgegen, welche das grausame Spiel von neuem beginnen lässt. Dieses Schwanken führt verständlicherweise zu einem inkonsequenten und inkonsistenten Verhalten der Umgebung gegenüber.

Mit diesem Wechsel der Besetzungen innerhalb des narzisstischen Systems geht jeweils ein tiefgreifender Wandel der Einstellungen und der Gemüthsstimmungen einher, in der Regel ein vollständiges Umschlagen derselben von einem Extrem in das entgegengesetzte. Verführt die symbiotische Nähe zur Mutter zu hybrider Selbstüberhöhung und manischem Allmachtsgefühl, so erfüllt der drohende Verlust der Muttergestalt das Kind mit panischem Entsetzen, das nur Raum lässt für Vernichtungsangst sowie für Verlassenheits- und Minderwertigkeitsgefühle.

Ein zweiter Defekt der hypernarzisstischen Person ergibt sich aus Folgendem:

Es wurde dargestellt, dass die Beziehungen des omnipotenten Narzissten zur Außenwelt in weitestem Umfang von den inneren Verhältnissen des narzisstischen Systems bestimmt werden, welche seine Außenbeziehungen gewissermaßen projektiv überdecken. Ein genuines Interesse an der Außenwelt existiert unter solchen Umständen so gut wie nicht. Wie beschrieben droht an beiden End- oder Wendepunkten der das Innere ausfüllenden aggressiven Pendelbewegungen die Vernichtung, das eine Mal durch Selbstverlust infolge der Fusion mit der Mutter, das andere Mal durch ihren Verlust. Insofern steht das narzisstische System unter einem enormen aggressiv-destruktiven Innendruck, der unter anderem dazu führt, dass der Narzisst auf „unangenehme“ Außenberührungen exzessiv reagiert. Er setzt sich nicht nur gegen einen eventuellen Angriff zur Wehr, sondern verteidigt in erster Linie sein unter Hochspannung stehendes und daher gefährdetes inneres System.

### D. Kapitel 3

#### Der frühe Missbrauch des Oedipus durch seine Mutter. Nachweise anhand seiner Geschichte.

In dem Bemühen um den Nachweis, dass der Oedipus-Mythos, jedenfalls in der Version, die er bei Sophokles gefunden hat, seine schlüssigste Erklärung in der Annahme findet, dass Lebensschicksal und Leidensweg des Oedipus die Folge eines Mutter-Sohn-Inzests gewesen sind, betrachten wir das Schicksal des Oedipus in drei – allerdings nicht streng voneinander zu trennenden – Abschnitten.

In einem ersten Teil wendet sich unsere Betrachtung der Zeitspanne zu, die von der Geburt des Oedipus bis zu dem Zeitpunkt reicht, in dem er die Königswitwe Jokaste heiratet und die Königswürde in Theben erlangt (I.).

Der zweite Teil befasst sich nach dem Ausbruch der Pest in Theben mit der Suche des Oedipus nach dem Urheber dieser Katastrophe, als welchen das Orakel denjenigen nennt, der den frevelhaften Mord an König Laios begangen hat. – Das Stück des Sophokles beginnt wie gesagt mit dem Ausbruch der Pest und bezieht ein Gutteil seiner Spannung aus der inquisitorischen Suche des Oedipus nach dem Schuldigen. Die Ereignisse vor der Pest kommen damit bei Sophokles nur im Rahmen dieser Ursachenforschung, also in der Rückschau der Beteiligten, zur Sprache. –

Der zweite Teil der Erörterung endet mit dem Ergebnis der unerbittlichen Wahrheitssuche des Oedipus. Hier geht es um die im wahrsten Sinne des Wortes apokalyptische Entdeckung, die Oedipus machen muss, und um die unmittelbaren schrecklichen Folgen dieser Offenbarung (II.).

Der dritte Teil der Darstellung schließlich betrachtet das weitere Schicksal des Oedipus bis zu seinem Tod (III.).

#### I. Das Schicksal des Oedipus von seiner Geburt bis zu seiner Heirat der Königswitwe Jokaste und der Erringung der Königswürde in Theben.

Im ersten Abschnitt des Geschehens erleben wir Oedipus in der Position des im System einer hybriden Omnipotenz Gefangenen. Was in der Tat zuerst ins Auge fällt, ist der enorme Narzissmus, der seine Person, wohl von früh an, umfängt. Das Drama bringt diesen Charakterzug dadurch zum Ausdruck, dass er als Königskind Thronfolger in Korinth ist genauso wie er später Thronfolger in Theben wird. Oedipus selbst beschreibt seine überragende Stellung in Korinth mit den Worten (K.Oe. 775, 776): „... ich galt als mächtigster der Bürger dort...“. Dieses narzisstische System bricht bezeichnenderweise in dem Augenblick zusammen, in dem der Inzest aufgedeckt wird und Oedipus die Königswürde, die Königin (seine Frau und Mutter) wie auch die Herrschaft über das Land verliert. Die Tatsache, dass beide Elternpaare König und Königin sind, dass Oedipus fürchtet, Polybos zu töten, wie er Laios getötet hat, und Merope zu heiraten, wie er Jokaste geheiratet hat, spricht im übrigen dafür, dass es sich in Wirklichkeit um dieselben Personen handelt (hierzu van der Sterren, 1986, 59). Lediglich dramaturgische Gründe, den äußeren Geschehensablauf einigermaßen glaubhaft zu gestalten, zwingen dazu, die Aussetzung und die anschließende Adoption einzufügen, – letztere übrigens typische Bestandteile fast jeder Heldensage. Auch andere Indizien sprechen für eine Identität der Elternpaare, so der Umstand, dass der gewiss nicht schöne Name des Oedipus durch die Zeit beibehalten wird, ein Name (man könnte ihn auch mit „Klumpfuß“ übersetzen), dessen sich auch Oedipus selber schämt: „Welch schönen Schandfleck bracht ich aus den Windeln mit“ (K.Oe. 1035). Zugleich scheint der Name doch eine Ambivalenz in der Einstellung der Eltern dem Kind gegenüber zum Ausdruck zu bringen.

Konkrete Hinweise auf die omnipotent-narzisstische Persönlichkeitsstruktur des Oedipus ergeben sich aus den Umständen, die ihn zum Verlassen seines Heimatorts Korinth bewegen, und aus den Geschehnissen während seiner anschließenden Wanderschaft.

Oedipus berichtet seiner Frau Jokaste viel später auf deren Frage, was ihn denn so sehr belaste (K.Oe. 769, 770), im Rückblick die Szene, die ihn aus Korinth hat fliehen lassen. Sophokles lässt Oedipus die Geschehnisse in dicht aufeinander folgenden knappen Sätzen schildern, die hinsichtlich der uns interessierenden Fragen äußerst aufschlussreich sind. Es treten nämlich jene Bewegungen deutlich zutage, die für den hybrid-narzisstisch an seine Mutter Fixierten typisch sind: Bewegungen auf die Muttergestalt zu wechseln mit jenen ab, die von ihr wegführen.

So berichtet Oedipus, eben sei er noch der Größte gewesen, als ihm ein Zufall in die Quere kommt (K.Oe. 775-777), man möchte fast ergänzen, ein dummer Zufall:

„ Ἠγόμην δ' ἄνθρωπος ἀστῶν μέγιστος τῶν ἐκεῖ, πρὶν μοι τύχη τοιάδ' ἐπέστη, ...“

(„... Und ich galt als mächtigster der Bürger dort, bis Zufall mir derart begegnete...“).

Der Zufall (das griechische Wort dafür τύχη kann allerdings ebensogut „Schicksal“ heißen, aus der seinerzeitigen Perspektive des Oedipus passt allerdings die Übersetzung „Zufall“ besser) besteht in der Aussage eines betrunkenen Gastes, Oedipus sei gar nicht das leibliche Kind seiner Eltern, sondern dem Vater untergeschoben. Eben noch der „Mächtigste“ findet seine Omnipotenz durch die Worte des Gastes ein abruptes Ende.

Wir können hier erkennen, dass in Wahrheit die aus der narzisstisch-symbiotischen Nähe zur Gestalt der Mutter herrührende Fusionsgefahr ihn von ihr fortreibt. Sein Erschrecken über deren Verlust oder über den drohenden Verlust findet im Text des Sophokles beredten Ausdruck (K.Oe. 781, 782):

„ Κἀγὼ βαρυνθεὶς τὴν μὲν οὔσαν ἡμέραν μόλις κατέσχον, ...“

(„Ich, schwergetroffen, hielt an diesem Tage mich mühsam zurück“).

Den drohenden Verlust der Mutter sucht Oedipus durch Mobilisierung von Gegenkräften zu vermeiden (K.Oe. 782, 783):

„ θάτέρα δ' ἰὼν πέλας μητρὸς πατρὸς τ' ἤλεγχον...“

(wörtlich übersetzt, H.-J.B.: „Am nächsten Tage aber ganz nahe an Mutter und Vater herangehend fragte ich [sie] aus...“).

Die beschwichtigenden Worte der Eltern können Oedipus in keiner Weise beruhigen. Im Gegenteil, seine Annäherungsbemühungen an Mutter (zuerst genannt) und Vater führen, wie früher beschrieben, zu Ängsten vor Verfolgung und Vernichtung. Sophokles lässt Oedipus auch diese Gefühle deutlich ansprechen (K.Oe. 786):

„ ἔκνιζέ μ' αἰεὶ τοῦθ'· ὑφεῖρπε γὰρ πολὺ. “

(„Es nagte in mir weiter, sprach sich auch herum“).

Man hätte auch übersetzen können: „Es peinigte mich weiter“, aber vielleicht ist das Verb „nagen“ gerade in unserem Zusammenhang aussagekräftiger. Auch die Bedrohung seiner primär narzisstischen Existenz findet im Text des Sophokles ihren klaren Niederschlag: die Leute reden schon davon.

Folgerichtig macht sich Oedipus heimlich, um der befürchteten Verfolgung zu entgehen, davon und wendet sich wieder der Mutter zu, der Pythia, der Sphinx und der Jokaste, welche die Verkörperungen der Muttergestalt oder ihrer einzelnen Aspekte darstellen.

Diese Rückwendung zur Mutter lässt abermals deutlich erkennen, dass wirklich die Problematik der Mutterbeziehung des Oedipus das zentrale Thema des sophokleischen Dramas insgesamt und nicht nur der letztgenannten Szenen ist. Diese werden wie gezeigt in äußerst geraffter Form (alles wird nur

einmal erzählt) und noch dazu oft in der Weise dargestellt, dass äußere Geschehnisse oder Bewegungen an die Stelle innerer Vorgänge treten.

Überdeutlich wird schon durch die zitierten Stellen auch der Stimmungswechsel des hybriden Narzissten: Einerseits das omnipotente Gehabe des Königssohnes, in jeder Hinsicht der „Größte“ zu sein, und kurz darauf die Niedergeschlagenheit, Bedrücktheit und Angst, welche aus dem drohenden Verlust der Mutter und den Gegenmaßnahmen des Sohnes resultieren.

Dieser dem omnipotent-narzisstischen System eigene radikale Gefühlsumschwung und die dadurch ausgelöste Bewegung, welche die alte Spaltung des Mutterbildes reflektieren, sind es auch, welche Oedipus Zuflucht beim Delphischen Orakel suchen lassen. Oedipus empfindet natürlich diese Zerrissenheit seiner Gefühle und seine massiven Stimmungsschwankungen im Verhältnis zu seiner Mutter und wird so an seinem Mutterbild (im wörtlichem Sinne auch) irre. Nichts liegt in solcher Situation näher, als dass er das Bild der „guten“ Mutter nach Außen projiziert und sich zum Findelkind und Adoptivsohn macht – nebenbei gesagt, eine nicht ganz seltene Kinderphantasie.

Auf die Frage, die Oedipus stellt, erhält er jedenfalls in dem Sinne, wie er sie stellt, keine Antwort. Stattdessen klärt ihn der Spruch der Pythia, er müsse seine Mutter heiraten und werde Mörder seines Vaters sein (K.Oe. 788-793), über seine eigene seelische Struktur, seine sexuelle Mutterbezogenheit und damit seine Befindlichkeit und deren Ursache auf, allerdings ohne dass Oedipus den Orakelspruch vollständig versteht oder auch nur verstehen könnte. In einem gewissen Sinn erhält Oedipus also doch eine Antwort.

Das Orakel der Pythia ist ein Beleg für die traurige Tatsache, dass die rein verbale Aufklärung über seelische Gegebenheiten so gut wie nichts bewirkt, selbst bei einem begabten Menschen wie Oedipus, dem ersichtlich viel an der Aufhellung seiner Lebensumstände und seines Schicksals gelegen ist.

Spätestens hier muss der Hinweis erfolgen, dass Oedipus, gerade als Ausdruck seiner hypernarzisstischen Struktur und als Folge einer durch Missbrauch hervorgerufenen partiellen intellektuellen und affektiven Frühreife ja wirklich von einem außergewöhnlichen und wagemutigen Wissens- und Erkenntnisdrang getrieben ist. Für gewöhnlich steht der letztgenannte Gesichtspunkt ja ganz und gar im Mittelpunkt der Interpretation des Mythos (vgl. Schadewaldt, 1996, 274-281).

Sein Verhalten nach dem Spruch des Delphischen Orakels, Korinth zu fliehen und es fortan zu meiden, ist bei alledem keineswegs so rational, wie es die äußerliche Darstellung suggerieren will. Da das Gerücht (nicht ohne Grund) in Korinth entstanden ist, hätte es für die vernünftige Überlegung nahegelegen, dort vor allem nach den Gründen und dem wahren Gehalt des Gerüchts zu suchen, zumal dem Königssohn Oedipus sicher auch die Mittel zur Verfügung gestanden hätten, seinen Nachforschungen Nachdruck zu verleihen. Oedipus selbst äußert sich später im Rückblick zu seiner Reaktion auf das Gerücht, dass „es zwar wert war, sich zu wundern, aber doch nicht meines Eifers wert“ (K.Oe. 777, 778).

Wir haben es hier mit einem ersten Hinweis auf das Phänomen zu tun, dass der hybride Narzisst nur in recht eingeschränktem Maße Herr seiner intellektuellen und affektiven Kräfte ist. So kehrt denn Oedipus unbeirrt einem inneren Zwange folgend zur Mutter zurück. Dass ihn hier sein Begehren antreibt, macht der Dreiweg deutlich, den er unterwegs passiert (K.Oe. 800, 801).

Ganz besonders klar tritt die durch seinen omnipotenten Narzissmus bedingte Einschränkung der intellektuellen und affektiven Kapazitäten des Oedipus in seinem Verhalten nach dem Spruch des Delphischen Orakels hervor. Wenn auch einzuräumen ist, dass die Aussage der Pythia, Oedipus müsse sich mit seiner Mutter verbinden, wirklich auch schon für den Normalmenschen dunkel und



schwer zu verstehen ist, trifft sie doch den Kern der unbewussten Struktur des hybrid-narzisstisch mit seiner Mutter Identifizierten, so ist hingegen der zweite Teil der Aussage vollständig klar. Das Oedipus nicht viel später einen alten Mann, der erkennbar gehobenen Standes ist und von seiner äußeren Erscheinung her sein Vater sein könnte (K.Oe. 740-743), tötet, ohne im mindesten an den Orakelspruch auch nur zu denken, lässt auf einen erheblichen Mangel seiner Verstandeskräfte schließen und ist nur mit der sprichwörtlichen „Torheit des Helden“ (Rank, 1912, 263-266), in anderen Worten, mit der hypernarzisstischen Fixierung solcher Figuren zu erklären, die nahezu all ihre Kräfte der Aufrechterhaltung des mutterbezogenen narzisstischen Größen-Systems widmen.

Das Ausmaß der destruktiven Gewalt des Oedipus gegenüber Laios und dessen Begleitern legt deutliches Zeugnis ab für diese Überbeanspruchung der Kräfte des hybriden Narzissten, der vollauf damit beschäftigt ist, sein narzisstisches System – auf Gedeih und Verderb – aufrecht zu erhalten, und sich gegenüber jedem Störenfried von Außen mit exzessivem Einsatz zur Wehr setzt. Jeder störende Fremde erinnert den Narzissten eben auch unbewusst an die unverwundene und verleugnete ursprüngliche Trennung, die auf jeden Fall gewaltsam ungeschehen gemacht werden soll. Hinzu tritt hier die Tatsache, dass der Getötete der Vater des Oedipus ist, gegen den sich gerade im Fall der Mutterfixierung erhebliche destruktive Kräfte richten. Diese Kräfte wirken bei der Tötung des Laios ohne Zweifel mit. Vielleicht entledigt sich Oedipus durch seine Tat vorübergehend auch einer gegen seine Mutter gerichteten Aggressivität.

Darauf jedenfalls, dass bei der Untat des Oedipus seine auch sexuelle Bindung an die Mutter die Hauptrolle spielt, weist wiederum schon die Lokalität hin, an der das Verbrechen geschieht: der Dreiweg. Oedipus beschreibt ihn später in seiner Klage nach dem Eintritt der apokalyptischen Katastrophe mit den folgenden Worten (K.Oe. 1398, 1399):

„O ihr drei Straßen und du abgelegene Schlucht,  
Gebüsch und Engpass an der Wegekreuzung,...“.

---

Das nächste Abenteuer, das Oedipus auf seinem – zunächst weiterhin von Grandiosität und Geltungssucht bestimmten – Weg zu bestehen hat, ist die Begegnung mit der Sphinx, eine Begegnung übrigens, die mit einem erstaunlichen Wandel seiner Person zu tun hat, – wie zu zeigen bleibt. Es wurde bereits angedeutet, dass die Figur der Sphinx mit der Muttergestalt des Oedipus in Zusammenhang steht.

Die Ähnlichkeiten zwischen der Sphinx und Jokaste fallen schon bei einer rein äußerlichen Betrachtung auf:

Die Sphinx ist, jedenfalls in der Version des Sophokles, weiblich. Sophokles nennt sie „die krummklauige rätselsingende Jungfrau“ (K.Oe. 1199, 1200, eigene Übersetzung H.-J.B.; vgl. auch K.Oe. 35, 36 und 390-392). In anderen Erzählungen des Mythos ist die Sphinx für gewöhnlich ein sexuelles Mischwesen. Dieses besitzt ein weibliches Gesicht, weibliche Brüste, den Körper eines Löwen, einen Penis, einen schlangenförmigen Schwanz, sowie Adlerflügel und Krallen. – Für die psychoanalytische Sicht allerdings ist die Differenz nicht so groß wie sie scheint, bedenken wir die Sicht des Kleinkindes auf die sexuelle Natur von Mutter und Vater.

Beide sind Verführerinnen. Die Versammlung der Thebaner auf dem Marktplatz vor der Sphinx auf der Säule ist Ausdruck der großen Attraktivität der Sphinx, die zugleich in ihrer Rätselhaftigkeit enorme Angst auslöst (wie die missbrauchende Mutter).

Bei beiden steht Oedipus vor einem Rätsel.

Schließlich treibt Oedipus beide in den Tod, indem er ihr Rätsel löst.

Die Ähnlichkeiten zwischen der Sphinx und Jokaste bleiben jedoch nicht auf Äußerlichkeiten beschränkt. Näheres Zusehen belehrt uns, dass sie als Doppelgängerin der Jokaste am eindrucksvollsten die abgespaltenen, grauenhaften, frühen Anteile des von Oedipus verinnerlichten Mutterbildes verkörpert (vgl. hierzu Rank, 1912, 256-276; Shengold, 1963, 725-751). Auf die Spur bringt uns hier der den meisten Griechen der damaligen Zeit geläufige Umstand, dass die Sphinx als ein Fabelwesen dargestellt wurde, welches die unglücklichen Stadtkinder, die ihr Rätsel nicht lösen konnten, erwürgte und verschlang. Sophokles beschränkt sich insoweit, weil allseits bekannt, allerdings lediglich auf Andeutungen (z.B. K.Oe. 391: „Hündin“). Schon der Name der Sphinx verweist in der etymologischen Herleitung auf das Zusammenschnüren und Würgen (Grunberger, 2001, 314); erwähnt sei in diesem Zusammenhang weiter nur der Begriff „Sphinkter“.

Größeres Gewicht hat die psychoanalytische Beobachtung, dass, wie bereits dargestellt, aus der Perspektive des kleinen Kindes der elterliche Missbrauch zumeist als ein Verschlingen bzw. ein Verschlungenwerden erlebt wird. Über den Zusammenhang zwischen Missbrauch und Kannibalismus geben sowohl die antiken Erzählungen wie die heutigen Analyseberichte beredete Auskunft (Devereux, 1953, 132-141; Shengold, 1963, 725-751; ders., 1967, 403-415).

Dass das grausame Verhalten der Sphinx den Bürgern Thebens gegenüber, das Erwürgen und Verschlingen, tatsächlich einen zerstörerisch-sexuellen Charakter besitzt, dafür geben Gestalt und Herkunft der Sphinx in den Mythen des Altertums weitere Anhaltspunkte. Die Sphinx, selbst mit einem schlangenförmigen Schwanz ausgestattet, ist die Tochter der Echidna, die zur Hälfte eine schöne Frau, zur Hälfte aber eine schreckliche Riesenschlange ist, und des Orthos (oder „Orthros“), eines Hundes mit zwei Köpfen und außerdem sieben Schlangenhäuptern und einem Schlangenschweif. Orthos ist ein Sohn der Echidna. Auch die anderen Kinder der Echidna weisen Merkmale von Schlangen auf: Kerberos, die Hydra von Lerna, die Chimera, der Drachen und die Gorgo.

Für eine psychoanalytische Sicht ist die Schlange das Symbol der praeoedipalen analen Sexualität, gleichzeitig Phallus und Exkrement. Es ist so kein Wunder, dass die Geschwister der Sphinx sämtlich von Helden vernichtet, also kastriert werden, ebenso wie die Sphinx selbst von Oedipus. Auch der Modus des Verhaltens der Schlange entspricht unter Einbeziehung der oralen Form dem analen Typus: Angreifen, Verschlingen, Verdauen, Ausscheiden (zum Ganzen Grunberger, 2001, 308-317). Diese besondere Aggressivität kommt bei Sophokles – im Unterschied zu sonstigen Darstellungen – dadurch zum Ausdruck, dass hier die Sphinx die Angreiferin ist. Es heißt so in Vers 507/508: „... das fliegende Weib... ging... auf ihn“, wörtlich übersetzt: „kam über ihn“ (H.-J. B.). Wir erhalten dadurch eine weitere Stütze für die Annahme, dass die Sphinx die sexuell-übergriffige Seite der Jokaste verkörpert.

Einen wichtigen Schritt in Richtung auf den Nachweis, dass die Sphinx in ihrer mythischen Rätselhaftigkeit, zugleich faszinierend und ängstigend, ja vernichtend, die sexuell-bedrohliche und feindselige Seite der Jokaste, der Mutter des Oedipus, darstellt, tun wir, wenn wir uns das Faktum der geradezu regelmäßigen intergenerationellen Weitergabe des Missbrauchstatbestandes vor Augen führen und die Familienverhältnisse der Sphinx betrachten, wie sie uns die Mythologie berichtet.

Die Sphinx entstammt der Verbindung ihrer Mutter Echidna mit deren eigenem Sohn Orthos. Sie ist also selbst aus einem Inzest hervorgegangen. Es liegt nahe, bei Zugrundelegung der beschriebenen spezifischen Eingeschränktheiten und Störungen sowie des grandiosen Narzissmus des inzestuös Missbrauchten davon auszugehen, dass das ursprüngliche Missbrauchsopfer – wir sprechen hier von Orthos – später zum Täter wird.

Wir haben uns also für den Augenblick die Sphinx im Ursprung als ein mehr oder weniger früh missbrauchtes Mädchen vorzustellen mit allen Anzeichen einer eingeschränkten Reifung und Entwicklung einschließlich eines überzogenen Narzissmus und einer praeoedipal fixierten oral-analen Sexualität.

Über die näheren Modalitäten der Begründung, insbesondere des Beginns des Inzests zwischen Mutter (Echidna) und Sohn (Orthos) wie auch über die Einzelheiten des späteren Missbrauchs der Sphinx durch ihren Vater (und Bruder) Orthos erhalten wir vom Mythos keine Auskunft.

Nun gibt es in den Folgen mütterlichen Missbrauchs für das Kind naturgemäß Unterschiede zwischen der verführerischen Überstimulierung des Kleinkindes zu Beginn des 3. Lebensjahres (mit der wir uns bislang fast ausschließlich beschäftigt haben) und dem Missbrauch eines älteren Kindes, dessen Separations- und Individuationsprozess schon viel weiter gediehen ist (hierzu Hirsch, 1994, 160-173). Zwar besteht hinsichtlich der kindlichen Reaktionen auf das überwältigende Erlebnis der vorzeitigen Getrenntheit von der Mutter in beiden Fällen eine gewisse Ähnlichkeit und Parallelität der Phänomene. Die affektiven Reaktionen auf den schmerzhaften Verlust sind bei beiden Gestaltungen Verwirrung, Angst, Wut und Schuldgefühl, deren das Kind durch Introjektion der Mutterfigur, durch Spaltung der auf letztere gerichteten Affekte sowie durch weitere Maßnahmen der Kontrolle der Muttergestalt Herr zu werden versucht.

Allerdings scheint die Internalisierung im Falle des Missbrauchsbeginns zu einem späteren Zeitpunkt (als dem Beginn des 3. Lebensjahres) nicht den exzessiven, totalen Umfang der narzisstischen Identifikation des Kleinkindes (zu Beginn des 3. Lebensjahres) zu besitzen, da Reifung und Entwicklung des Kindes schon weiter fortgeschritten sind. Gleichwohl werden auch hier Selbst- und Objektrepräsentanzen deutlich in Mitleidenschaft gezogen wie auch seine Möglichkeiten der Gewinnung von Selbstständigkeit und Autonomie äußerst begrenzt sind. Das Kind versucht jetzt ebenso wie im gravierenderen Fall des Kleinkindes das ursprüngliche Trauma der vorzeitigen Getrenntheit durch Aggression und Sexualität in der Beziehung zur Mutter ungeschehen zu machen, jedoch vermag es eher als im anderen Fall wirklichen Lustgewinn aus den Kontakten zu ziehen und scheint generell weniger in Gefahr, durch Fusions- und Verlustängste aus der Bahn geworfen zu werden. Demgemäß entspringt sein Hochgefühl hier mehr der kindlichen Vorstellung, ein sexuell potentes Wesen zu sein, als der wahnhaften Omnipotenzhaltung des früh und total narzisstisch Identifizierten. Überflüssig zu sagen, das beider Narzissmus von großer Fragilität ist. Unterschiede ergeben sich auch bezüglich des Verhaltens beider gegenüber der Außenwelt im späteren Leben, hier besonders gegenüber ihren Kindern.

Angesichts unserer Frage nach der Charakterstruktur des Orthos und deren Auswirkungen auf Person und Verhalten der von Orthos missbrauchten Sphinx interessieren uns hier vor allem die inneren Verhältnisse beim kleinen Jungen und deren spätere Konsequenzen.

Sind beim älteren Kind im engen Verhältnis zur Mutter neben deren Beschwichtigung der nicht durch Überstimulierung und Übererregung gefährdete Lustgewinn sowie der Machtzuwachs die Grundlagen des kindlichen Narzissmus, so dürfte sich allmählich schon als Folge von Zeitablauf und Gewohnheit eine gewisse Verschiebung der Gewichte innerhalb der Beziehung zur Mutter im Sinne

eines Rollentauschs ergeben. Diese Position des Überlegenen bringt das Kind später gegenüber seiner Tochter nicht ohne Aggressivität zur Geltung.

Demgegenüber dient dem früh exzessiv mit der Mutter narzisstisch Identifizierten die im Rahmen der projektiven Identifizierung eingesetzte aggressive Sexualisierung des Verhältnisses zur Mutter vor allem der Aufrechterhaltung und Stabilisierung seines narzisstischen Systems, in welches er mit den gleichen Mitteln später seine ihm unterlegene Tochter hineinzuziehen trachtet, zumeist in der Form einer hemmungslosen und eigensüchtigen Ausnutzung des schwachen Kindes.

Nach Allem erhebt sich nun die Frage, in welchem Zeitpunkt und damit mit welcher Intensität der mütterliche Missbrauch das Kind Orthos getroffen hat, dessen Struktur auch das Schicksal der Sphinx bestimmt. Die Beantwortung der Frage ergibt sich aus einer genaueren Betrachtung der Familienverhältnisse der Echidna und ihrer Nachkommen. Nehmen wir die mythologische Beschreibung der äußeren Gestalt der Familienmitglieder und deren Bedeutung hinzu und betrachten ihr Verhalten, so ergibt sich das Bild einer absolut promiskuösen Gemeinschaft, in der kein Gesetz und keine Regel gilt und in der ein Höchstmaß an sexueller Ungehemmtheit und Eigennützigkeit regiert.

So wird in einigen Darstellungen des Mythos angenommen, dass die Sphinx einem Geschwister-Inzest entstamme, in anderen, dass sie aus der Verbindung Echidnas mit ihrem Mann Typhon hervorgegangen sei. Bei letzterem handelte es sich Hesiod zufolge um das größte und schrecklichste Ungeheuer, das je das Licht der Welt erblickte. Von seinen Schenkeln abwärts bestand er nur aus sich windenden Schlangen, seine Arme besaßen zahllose Schlangenköpfe anstelle von Händen. Seine Gewalt war dermaßen furchtbar, dass selbst die Götter die Flucht ergriffen, als er den Olymp angriff (vgl. zum Ganzen von Ranke-Graves, 2007, 337-342, 118-120).

In unserem Zusammenhang bleibt festzuhalten, dass es sich um ein Wesen von vollständiger Zügellosigkeit und hemmungsloser Gewalttätigkeit handelte, dem jede Ordnung fehlte, erst recht die der Familie und der Genealogie.

Schließlich sollen nach weiteren Versionen des Mythos noch andere Kinder außer der Sphinx aus der Verbindung des Orthos mit seiner Mutter Echidna hervorgegangen sein (von Ranke-Graves, 2007, 115).

Aus der Darstellung der Familienverhältnisse von Echidna und Typhon ergibt sich für uns die Schlussfolgerung, dass sowohl der Missbrauch des Orthos selbst wie auch die Verführung der Sphinx durch Orthos – wenn wir unserer Linie treu bleiben, dass Orthos der Vater der Sphinx ist – in einem sehr frühen Zeitpunkt erfolgten, also zu einer Zeit, in der die Abtrennung des kleinen Kindes von der Mutter und seine Verselbstständigung noch nicht abgeschlossen waren (etwa zu Beginn des 3. Lebensjahres).

Wir gehen demgemäß davon aus, dass auch die Sphinx versucht, sich gegen das sie überwältigende Erlebnis des väterlichen Missbrauchs mittels der in diesen Fällen geläufigen Abwehrmechanismen zur Wehr zu setzen: Introjektion des bedrohlichen Vaters, Abspaltung der mit dem idealisierten Vaterbild unvereinbaren Affekte von Wut und Ablehnung, diffuses Schuldgefühl, ein allmähliches Sich-einlassen auf die sexuelle Beziehung zum Vater sowie dadurch erzielter Kontroll- und Machtgewinn, schließlich ein omnipotenter Narzissmus. Die Parallele zu den Verhältnissen zwischen dem kleinen Jungen und seiner ihn verführenden Mutter findet allerdings zumindest darin ihre Grenze, dass das Mädchen sich in einer Art Dreiecksbeziehung bewegt. Oft genug bahnt die frühe Vernachlässigung durch eine acht- und lieblose Mutter dem in seinen Bedürfnissen im Stich gelassenen Kind den Weg zum Vater, von dem es sich die bislang entbehrte Zuwendung erhofft. Der rücksichtslose sexuelle

Zugriff des Vaters beraubt das Mädchen also gewissermaßen zum zweiten Mal seines Halts. Die Annahme eines solchen Leidenswegs liegt für die Sphinx angesichts der geschilderten Familienverhältnisse wie auch des Charakters der Echidna nicht gerade fern. In jedem Fall geht es auch hier um die Enttäuschung früher nur allzu berechtigter Erwartungen, die die spätere sexuelle Aktivität des Kindes ebenso überwinden wie verdecken soll, selbst wenn es im Laufe der Zeit und als Folge der Identifizierung mit der Gewalt des Vaters zur Herrschaft „über die Männer“ gelangt.

Zu ergänzen ist, dass der Missbrauch der Sphinx auch von ihrer Mutter, der Echidna, selbst vorgenommen worden sein könnte, ohne die Verhältnisse wesentlich zu ändern. Ein mütterlicher Missbrauch erscheint bei den vom Mythos geschilderten Zuständen in der Familie, insbesondere auch angesichts der Beziehung der Echidna zu ihrem Sohn Orthos, zumindest nicht ausgeschlossen.

Die Sphinx weist nach Allem in ihrem Wesen die charakteristischen Merkmale eines frühen Missbrauchs auf:

Das im Wege einer narzisstischen Internalisierung installierte Vaterbild (oder Mutterbild), das den Kern ihres (falschen) Selbst bildet, hemmt fortan jede weitere Reifung und Entwicklung. Die Ausbildung von persönlicher Autonomie und reifer sexueller Identität wird damit unmöglich. Die Sphinx bleibt so in einem infantilen, konsumtiv-analen, praeoedipalen Status fixiert. Ihre stark ausgebildete Sexualität weist da unausgereift deutlich sadistische und promiskuitive Züge auf.

Die sexuelle Seite der Sphinx macht überdies das enorme Maß an Einfühlung und Sensibilität einerseits und andererseits an Faszinationskraft und Magie verständlich, das ihr eigen ist und das aus allzu frühem Anpassungszwang an die Bedürfnisse des Erwachsenen herrührt.

Letztlich handelt es sich bei der Sphinx um jenen Typus einer omnipotenten narzisstischen Existenz, die mit den genannten triebhaften Aktivitäten und der Entfaltung ihrer auffälligen Fähigkeiten ihr uranfänglich traumatisch gestörtes narzisstisches Gleichgewicht notdürftig aufrechterhält. Zu den triebhaften Mitteln dieser Selbststabilisierung gehört nicht zuletzt ein hohes Maß an zerstörerischer Aggressivität, das sich vermutlich dem allzu frühen nicht verarbeitbaren Trennungserlebnis verdankt und das sich nicht beschwichtigen lässt.

Diese feindselige Aggressivität wendet sich zugleich gegen jeden, der von Außen das grandiose Selbstbild des hybriden omnipotenten Narzissten stört. Fühlt sich der Narzisst seiner Sache sicher, so nimmt die Feindseligkeit die Form einer gnadenlosen Entwertung und hemmungslosen Ausbeutung der anderen an. Genau dies beobachten wir bei dem zügellosen sadistischen Missbrauch der Thebaner durch die Sphinx, solange sie die Bewunderung ihrer Anhängerschaft genießt.

Um die Rolle der Sphinx als Vorgängerin der Jokaste für Entwicklung und Schicksal des Oedipus noch klarer zu erfassen, ist es hilfreich zu verstehen, was das zentrale Anliegen in all den Sehnsüchten und Projektionen ist, mit denen ihre Anhänger die Sphinx, von ihr fasziniert, überhäufen, und was demgemäß der Kern des Versprechens ist, das die Sphinx in ihrer Selbstherrlichkeit ihnen gegenüber in einer geheimnisvoll-suggestiven und zugleich machtvoll-magischen Art abgibt.

Wir haben gesehen, dass die Sphinx, bei Sophokles nicht ohne Grund als Sängerin bezeichnet (K.Oe. 35, 36; 390-394 und 1198-1201), eine praeoedipal-sadistische, hochgradig narzisstische Figur ist, die mit den Techniken und Emblemen einer früh überzüchteten Sexualität arbeitet, sowohl was ihre Hypersensibilität und Überempfänglichkeit für die von ihr selbst induzierten Wünsche ihrer Verehrer angeht als auch hinsichtlich der verführerischen Faszination, des rätselhaften Zaubers und der fast hypnotischen Machtausübung, mittels derer sie ihre Anhänger, um nicht zu sagen: ihre Opfer, in Bann schlägt, um sie in egoistischer und eigennütziger Weise zu missbrauchen.

Ihren Ausdruck findet diese ungeheure Faszinationskraft und Magie, mit denen die Sphinx ihre Anhänger bezaubert und verführt, in ihrer zusammengestückelten, gleichwohl imposanten Erscheinung, mit der sie für die ganz unterschiedlichen Erwartungen, Hoffnungen und Sehnsüchte ihrer gebannten Anhänger empfänglich scheint und sie zu befriedigen verspricht.

Was nun macht den Kern dieser Faszination und damit des zumindest implizit gegebenen Versprechens aus, welches von der Sphinx ausgeht?

Grunberger (2001, 308-317) hat den Kern der megalomanen narzisstischen Projektionen und Erwartungen ihrer Anhänger wie auch der verführerischen Versprechungen der Sphinx in einer Weise, die sich in unseren Kontext einfügt, freigelegt:

Es geht den unerwachsenen, schwachen und verängstigten Anhängern vor allem um das Versprechen des Sphinx, ihnen ohne die Mühen und Qualen der Abtrennung von den Eltern die Errungenschaften erwachsener genitaler Sexualität zu schenken, mit anderen Worten, ihnen den Erwerb des Phallus unter Umgehung der oedipalen Auseinandersetzung zu ermöglichen; ein Versprechen natürlich, das niemals eingelöst wird und das auch gar nicht eingelöst werden kann. Dieses Versprechen entspringt faktisch der auf der narzisstisch-sexuellen Vereinigung mit einem Elternteil (Vater oder Mutter) beruhenden inauthentischen Identität der Sphinx. Ihr „falsches“ Selbst scheint subkutan die eben genannten Außenwirkungen zu entfalten.

Der angstausslösende Charakter der Figur der Sphinx erklärt sich einmal aus dem – nicht völlig kaschierbaren – anal-sadistischen Zug ihres Wesens, zum anderen aber ist er das Ergebnis der Projektionen ihrer unreifen Anhänger. Deren ichschwache Struktur vermag es nicht, die Aggressivität der analen Phase zu bündeln und zu integrieren, um sie in den Dienst der Erringung der oedipalen Struktur zu stellen. Die praeoedipale Anhängerschaft überträgt so ihre zersplitterte Aggressivität auf die idolisierte Sphinx in der gleichzeitigen Hoffnung allerdings, diese werde ihr Versprechen auch ohne Rückgriff auf die anale Komponente erfüllen. So tritt zu der eigenen sadistischen Analität der Sphinx deren Aufladung durch die Projektionen ihrer Verehrer.

Nach allem stellt sich die Sphinx als ein Wesen heraus, das seine Anhänger mit den Mitteln eines verführerischen Zaubers wie auch einer furchteinflößenden Magie gefügig macht, um sie in hemmungsloser Promiskuität einen nach dem anderen völlig egoistisch zu missbrauchen.

Zu Recht wird auf die große Nähe der Sphinx zum Idol hingewiesen (Grunberger, 2001, 310-312), dessen anal-sexuelle Macht darin besteht, seine Anhänger, „Fans“, in ihrem Kampf um die Vermeidung der oedipalen Auseinandersetzung zu unterstützen. Unsere heutige Welt ist voller solcher idolisierter Erlöser, wobei die personale Form des Idols (der politische Verführer, der mystische Guru, der allmächtige Wirtschaftler oder Finanzkünstler, der glückverheißende Wissenschaftler etc.) im Wege einer endemischen Sexualisierung der Gesellschaft auf vielen Gebieten durch überindividuelle Ausprägungen der Idolisierung überschritten wird. Aber auch diesem Umstand trägt die Gestalt der Sphinx in gewisser Weise Rechnung, indem sie als eine tierähnliche Einzelkreatur und zugleich als ein übermenschliches Wesen in Erscheinung tritt.

In dem Zusammentreffen mit der Sphinx begegnet Oedipus nach allem seiner ihn missbrauchenden und verschlingenden Mutter, die er längst narzisstisch internalisiert hat und deren er sich in wiederholten zirkulären psychischen Bewegungen vergeblich zu entledigen trachtet. Jetzt erlebt er sie, projektiv dorthin verschoben, im Außenraum. Bis auf den heutigen Tag erleben Kinder die sexuell übergriffigen Eltern im Bilde schreckenerregender Monster, seien es Kraken, Ratten oder Sphingen,

mit denen sie sich alsbald notgedrungen identifizieren – und so selber deren Gestalt annehmen (Shengold, 1967, 403-415, insbesondere 405-407).

Für Oedipus besonders bedeutsam sind in diesem Zusammenhang die Krallen der Sphinx als Insignien der Penetration und Kastration, mit denen die Kinder ihre sie missbrauchenden Eltern ausgestattet erleben. Auf dem Lebens- und Entwicklungsweg des Oedipus sind die Krallen der Sphinx zugleich Vorboten der Gewandspangen der Jokaste, mit denen er sich die Augen aussticht, nachdem er sie dem Kleid der Toten entnommen hat. Kurz vor der Selbstblindung wiederholt Oedipus übrigens das kindliche Vergewaltigt- und Verschlungenwerden gewissermaßen in der Gegenrichtung, indem er mit seinem ganzen Körper gewaltsam in das Gemach der Jokaste einbricht und mit dem Schwert auf sie eindringt, jetzt aber als selbstständig aus eigenem Antrieb Handelnder (K.Oe 1260-1262).

Es braucht wohl kaum wiederholt zu werden, dass die Krallen der Sphinx für unsere Sicht auch eine Art „Neuauflage“ der eisernen Spitze sind, mit der Oedipus als Kleinkind die Fersen durchstoßen wurden.

Es ist offenkundig, dass Oedipus in dem Zeitraum von seinem Eintreffen in Theben bis zum Tode der Sphinx einen tiefgreifenden Wandel seiner seelischen Struktur erfährt. Bedenken wir nur seine infolge seiner omnipotent-narzisstischen Gefangenschaft äußerst eingeschränkte Einsichts- und Handlungsfreiheit und sehen wir ihn doch nach dem Hinscheiden der Sphinx als einen jungen Mann, welcher immerhin fähig ist, die Königin zu heiraten, mit ihr Kinder zu zeugen und das Land zu regieren, eine Verwandlung, die an ein Wunder grenzt, auch wenn man in Rechnung stellt, dass die gesamte Begegnung des Oedipus mit der Sphinx (bei Sophokles lediglich im Rückblick und bruchstückhaft geschildert) nur eine stark komprimierte Fassung dieser Verwandlung ist.

Betrachten wir nämlich den günstigen Fall der Entwicklung des Kleinkindes von der anfänglichen Zweieinheit mit der Mutter bis zur Erreichung der Schwelle zur oedipalen Auseinandersetzung, so hat die Veränderung des Oedipus in der Zeitspanne zwischen seiner Ankunft in Theben und dem Tode der Sphinx wirklich etwas von einem Wunder – und einem Rätsel, selbst wenn wir davon ausgehen, dass es sich bei Oedipus uranfänglich um einen besonders vitalen und triebstarken Menschen handelt. Sein hervorstechendes Klarheitsbedürfnis, sein unstillbarer Wissensdrang und seine wagemutige Neugier sind Ausweis dieser Ausstattung, handelt es sich bei ihnen doch um die intellektuelle Seite des allgemeinen erotisch-sexuellen Lebensantriebs. Zu bedenken ist hier freilich auch, dass dieser Antrieb als Folge frühen Unglücks wie geschildert in pathologischer Weise überreizt und übersteigert ist.

---

Das ganze Ausmaß der verwunderlichen Verwandlung des Oedipus erschließt sich erst, wenn wir den gewissermaßen normalen Entwicklungsgang des Kindes bis zur Erreichung der protogenitalen Phase in den Blick nehmen: Die Entwicklung des Kleinkindes aus der völligen Abhängigkeit innerhalb der Dualunion mit der Mutter bis in das protogenitale (= phallische) Stadium, das es befähigt, sich der oedipalen Herausforderung zu stellen, ist im Wechselspiel von physischen, psychischen und sozialen Gegebenheiten ein äußerst komplexer Prozess (näher hierzu Müller-Pozzi, 1995, 123-145).

Anfangs noch in der vollständig ungetrennten Einheit mit der Mutter befangen, gelingt es dem Kind im Wege einer subliminalen Korrespondenz mit der achtsamen und fürsorglichen Mutter die aus der Innen- und Außenwelt (von ihm anfangs noch nicht unterschieden) stammenden Reize mit der Zeit zu ordnen und in geregelte Erlebnissequenzen zu überführen. Unter dem Druck, ein gewisses

homöostatisches Gleichgewicht zu bewahren, die aufkeimenden Triebbedürfnisse zu befriedigen und den wachsenden Einflüssen der Realität gerecht zu werden, vermag das Kind im gemeinsamen interaktionellen Feld mit der Mutter und unter deren behutsamer Moderation erste Erfahrungen hinsichtlich seines eigenen Selbst, der Triebbefriedigung und der Realitätsanpassung zu gewinnen.

Stabilisieren sich die kindlichen Verhältnisse im Rahmen eines immer noch dyadischen Systems, so beginnt die ebenfalls konfliktreiche und länger währende Phase der Separation und Individuation des Kindes. Hier nun gewinnt die Figur des Vaters, immer schon in verschiedener Form präsent, eine besondere Bedeutung. Er ist der mächtige und verheißungsvolle Kündler einer neuen Welt, die sich deutlich von der dyadischen Beziehung zur Mutter unterscheidet, aber auch der Störenfried, der das vertraute Verhältnis zur Mutter beeinträchtigt. Vor allem aber ist er ein neues Bezugsobjekt im Leben des Kindes, ein Dritter, der ihm als ein Halt und Orientierung bietende Größe Identifizierung erlaubt und damit in unterschiedlicher Weise den Weg einer allmählichen Trennung von der Mutter eröffnet. Unter anderem geschieht dies dadurch, dass er dem Kind als ein selbst triadisch strukturierter Mensch den Charakter der Mutter-Kind-Beziehung adäquat und fasslich spiegelt und es schließlich durch Vermittlung der väterlichen Perspektive des „Dritten“ in den Stand setzt, sein Verhältnis zur Mutter ansatzweise zu objektivieren. So wird der Boden bereitet nicht nur für ein trianguläres Beziehungserleben auf Seiten des Kindes sondern auch für eine stimmige Abbildung dieser Beziehungen in seinem Inneren.

Während eines längeren Zeitraums schwankt das Kind, inzwischen schon ausgestattet mit einer gewissen Motilität, relativer Selbstständigkeit, einem rudimentären Selbstbild und gewachsener Erfahrung mit der äußeren Realität, zwischen dem Trachten nach Unabhängigkeit, welches ihm Angst wegen des drohenden Mutterverlusts macht, und dem Wunsch nach Verschmelzung, welcher wegen der Gefahr des Selbstverlusts gleichfalls ängstigend wirkt.

Unterstützt durch die vom Dritten (dem Vater) gewährte Sicherheit richtet das Kind auf die Mutter neben den libidinösen Strebungen zunehmend auch aggressive Regungen und ersetzt so nach und nach die Mutter der omnipotenten narzisstischen Einheit durch eine Gestalt mehr objektalen Charakters. Bei der Ausbildung entsprechender Vorstellungen und Phantasien durch das Kind sind achtsame und interessierte, selbst triadisch strukturierte Eltern unverzichtbare Begleiter.

Erst durch die Bildung von Repräsentationen, innerer Abbilder seiner Bezugspersonen gewinnt das Kind die Möglichkeit, sich von diesen Objekten zu trennen. Die Produktion solcher Bilder und der Ablösungsprozess stehen zueinander in Wechselwirkung. Zuerst und vor allem gilt dies für die Ablösung des Kindes von der Mutter. Die allmähliche und keineswegs komplikationslose Verabschiedung aus der ursprünglichen Zweieinheit Mutter-Kind ermöglicht mit der Trennung zugleich erste Ansätze der Unterscheidung von Selbst und Objekt sowie von Innen und Außen und die Ausbildung entsprechender Repräsentanzen.

Es ist dieser Prozess der Separation und Individuation, das sei schon hier vermerkt, der bei Oedipus durch den mütterlichen Übergriff in desaströser Weise abgebrochen wird.

Der Prozess der Gewinnung von Identität durch Trennung vom Primärobjekt, der Neustrukturierung von Objekt und Außenwelt sowie der Herausbildung angemessener innerer Abbildungen dieser Vorgänge erfährt während der im dritten Jahr beginnenden phallischen, besser: protogenitalen Phase eine bedeutsame Differenzierung und Vertiefung.

Die jetzt auftretenden neuartigen und rätselhaften Regungen sexuell-genitaler Art bescheren dem kleinen Jungen (auf dessen Weg wir uns hier beschränken) eine Fülle ihn verwirrender Erlebnisse:



Enttäuschungen wegen des Verlusts der omnipotent erlebten Bisexualität, Kastrationsängste und Gefühle des Neides auf die besonderen weiblichen Fähigkeiten. Ungeachtet dieser Irritationen steht der Penis im Vordergrund des Interesses und der Aufmerksamkeit des Jungen. Er bildet die hauptsächlichste Grundlage seines Körperbildes und seines Selbstgefühls. Die Triebimpulse dieser Zeit finden Ausdruck in Handlungen nicht selten sadistischer Art, in Betätigungen der Neugier und Schaulust in Bezug auf die Genitalien der Eltern und der Spielkameraden und in – allerdings noch inadäquaten – Vorstellungen über den Koitus der Eltern (den sogenannten Urszenenphantasien). Für die Ausbildung eines differenzierten Körperbildes und für die Erlangung phallischer Verhaltenssicherheit sind verständnisvolle Eltern unverzichtbar. Vor allem der Vater als idealisiertes Vorbild ist für die Entwicklung einer männlichen Geschlechtsidentität und für die Übernahme männlicher Verhaltensmuster von entscheidender Bedeutung.

Hand in Hand mit dem Vorgang der Gewinnung einer männlichen Geschlechtsidentität vollzieht sich der Prozess einer weiteren Desidentifikation von der Mutter. Hierbei geht es nicht nur um das Aufgeben mit dem männlichen Verhaltensmuster nicht vereinbarer weiblicher Eigenschaften, sondern in erster Linie um die Umwandlung einer weithin immer noch narzisstisch-identifikatorischen Beziehung zur Mutter qua Identifikation mit dem Vater in eine echte Objektliebe in Bezug auf dieselbe Person, eine äußerst schwer zu bewältigende Unternehmung. Diese Umprogrammierung der Identität des kleinen Jungen konfrontiert ihn mit einer Fülle unterschiedlicher Eindrücke und Erlebnisse. Da ist einmal die in romantischer Liebe verklärte und attraktive Person der Mutter, deren Gestalt jedoch zugleich ungewohnt und fremd ist. Ungewohnt ist sie, weil sich das oedipal-weibliche Mutterobjekt deutlich abhebt von der praegenital-omnipotenten Mutter, fremd, weil sie sich in einem für das Kind fremdartigen neuen Außenraum bewegt und Interessen zeigt, die mit der Versorgung des Kindes nichts zu tun haben. Insbesondere gibt es eine den kleinen Jungen interessierende Beziehung der Mutter zum Vater, welche die ängstigenden Gefahren der Rivalität heraufbeschwört. In der Gegenrichtung droht nicht selten die Gefahr, die noch ungesicherte neue Identität durch einen Rückfall in die Verbindung mit der frühen omnipotenten Mutter zu verlieren.

Es handelt sich bei der genannten Umprogrammierung des Kindes also um eine abenteuerliche und riskante Unternehmung. Da die hier ablaufenden Prozesse keineswegs automatische Vorgänge naturhaften Charakters sind, bedarf es einer Art von schonendem Übergangsraum, durch welchen sichergestellt wird, dass die das Kind treffenden Erschütterungen und Ängste abgefangen oder doch gemildert werden.

Allem Anschein nach sind es innerhalb dieses Raumes zwei Organisatoren der kindlichen Entwicklung (so Ogden, 1995, 148-170), die es dem Kind ermöglichen, die auch sexuell konnotierte Triangulartät seiner Außenbeziehungen einigermaßen adäquat zu erfassen und innerpsychisch abzubilden:

Es ist einmal das dem kleinen Jungen zugängliche Unbewusste seiner Mutter mit den dort lagernden Objektbeziehungserfahrungen, welche dem Sohn Orientierung und Halt geben.

Zum anderen sind es unter Mithilfe des ebengenannten Übergangsszenarios zunehmend realitätsgerecht ausgearbeitete Urszenenphantasien, welche ihm die sexuelle Bedeutung des triangulären Außenverhältnisses vermitteln.

Die genannten Schrittmacher verhelfen dem kleinen Jungen eingangs der oedipalen Konstellation im Idealfall zu folgender Strukturbildung:

Das Kind weiß sich in einem überwiegend positiv getönten und von wechselseitiger Loyalität geprägten Dreiecksverhältnis mit seinen Eltern aufgehoben, welches in seinem Inneren hinreichend differenziert und deutlich repräsentiert ist.

Die Strukturen des Selbst, insbesondere die Geschlechtsidentität, und die Ich-Funktionen sind hinlänglich ausgebildet, so dass sie zu tragfähigen, auch ambivalenten Objektbeziehungen befähigen. Das Kind nimmt den genital-sexuellen Kontakt der Eltern wahr und bildet ihn innerseelisch einigermaßen adäquat ab.

Wir haben gesehen, dass an der Stelle des Separationsprozesses, an der das Kind zwischen Entfernung und Wiederannäherung im Verhältnis zur Mutter ständig hin und her schwankt und nur mithilfe achtsamer und reflektierter Eltern die Position einer gewissen Distanz zur zunehmend objekthaft wahrgenommenen Muttergestalt gewinnt, Oedipus durch den brutalen und verwirrenden Übergriff seiner Mutter und die sich notgedrungen anschließende totale Identifizierung mit ihr in das rein narzisstische System eines verzweifelten, nahezu unauflösbaren Kreislaufs gerät, der ihn, hin- und hergerissen zwischen Verschmelzungswunsch und Verlustangst, aufzureiben droht.

Es ist einsichtig, dass dem Oedipus unter diesen Umständen jede reguläre, genauer: günstige Weiterentwicklung, wie geschildert, verwehrt war und das Durchschreiten der protogenitalen Zone an sich nicht möglich war.

---

Was, welche Umstände oder Kräfte äußerer oder innerer Art ermöglichten es ihm gleichwohl, genügend sexuell-genitale Potenz zu entwickeln, um sich den oedipalen Herausforderungen wenigstens zu stellen?

Für die Beantwortung dieser Frage ist man unvermeidlich in bestimmtem Umfang auf Mutmaßungen und Hypothesen angewiesen, die die äußeren Einflüsse und die inneren Vorgänge in möglichst plausiblen Zusammenhang zu bringen haben.

Der den Oedipus treffende Missbrauch bedeutete nicht nur den drohenden Mutterverlust sondern darüber hinaus aus der Sicht des Kindes auch den Verlust des Penis. Genauer: Da sich das mütterliche Interesse, dem Oedipus völlig unverständlich, auf dieses Organ richtete, glaubte Oedipus, wie bereits geschildert, dieses wenigstens durch Verschwindenlassen (Verschlucken) retten zu können und sich so die wohlwollende Präsenz der Mutter erhalten zu können. Was er sich einhandelte, war allerdings nur eine neue Angst, die vor dem Verschlungenwerden, statt der alten. Man kann den von der Mutter veranlassten Vorgang als eine selbstsüchtige Indienstnahme des Sohnes verstehen, ebenso als eine bestimmte ihm auferlegte Verpflichtung wie auch als eine Beauftragung (nämlich für das, was sie für ihr Glück hielt, zuständig und verantwortlich zu sein).

Wie wir gesehen haben, fügte sich Oedipus diesem Auftrag im Zuge einer sexuell hochaufgeladenen aggressiven projektiven Identifizierung und im Rahmen eines ihn allmählich aufreibenden narzisstischen Systems nur allzu gut, indem es ihm gelang sich mit der Mutter in das – allerdings fragile – Verhältnis einer beide Seiten befriedigenden, scheinbar mit besonderen Weihen ausgestatteten unio mystica zu versetzen. Diese Vereinigung dürfte die äußere Form einer wechselseitigen fellatio besessen haben.

Was dem Oedipus nach seiner Ankunft in Theben im Zusammentreffen mit der Sphinx wiederfuhr, lässt sich am ehesten in Analogie zu bestimmten Vorgängen im Verlauf einer Psychoanalyse verständlich machen. Alle Erlebnisse des Oedipus in der Gegenwart der Sphinx besitzen schon deswegen eine gewisse Ähnlichkeit mit der analytischen Kur, weil sie darauf abzielen, ihn auf dem Weg psycho-sexueller Entwicklung und Reifung voranzubringen.

Oedipus, beim Betreten der Szene noch vollständig in den Fesseln eines omnipotenten Narzissmus gefangen, lässt sich von der Aussicht auf den für die Beseitigung der Sphinx ausgesetzten Preis, die Königin und die Herrschaft über das Land, in Bann schlagen trotz eines nicht unerheblichen Risikos. Seine frühreife und überzüchtete Sexualität, welche ihn mit besonderer intellektueller Befähigung ausstattet, verführt ihn dazu, sich der Rätselfrage zu stellen, welche die Sphinx ihm aufgibt und deren Lösung die Bedingung ihres Verschwindens ist.

Wir erleben so Oedipus als einen hypertrophen omnipotenten Narzissten, welcher in Verkennung der Schwierigkeiten, die ihm bevorstehen, die ganze Sache intellektualistisch nimmt (Oedipus auch: „der wissende Zweifuß“) und damit unterschätzt. Gleichwohl muss man ihm auf einer tieferen Ebene zugutehalten, dass er, inzwischen im Alter eines adoleszenten Jugendlichen, sich von seinem unstillbaren Wissensdrang und seiner wagemutigen Neugier leiten lässt und in einer unbeirrbar Art Interesse nimmt an dem Rätsel, dessen Lösung ihm aufgegeben ist, dem umfassenden Rätsel der menschlichen Entwicklung und der besonderen Rolle der Sexualität hierbei. Natürlich lenkt ihn hier ein eher unbewusster Antrieb, nicht verwunderlich bei seiner unglücklichen, ihn ständig überfordernden Struktur, innerhalb deren seine missgeleitete Sexualität eine besondere Rolle spielt. Es darf hier daran erinnert werden, dass das früh sexuell überstimulierte Kind eine hervorstechende Frühreife affektiver, intellektueller und auch charakterlicher Art entwickelt.

Von großer Bedeutung für Oedipus angesichts seiner Erlebnisse in Theben ist die Person des Kreon. Er verkörpert als Herrscher von Theben die Figur des verlässlichen und stabilen Dritten in den grundstürzenden und chaotischen Verhältnissen, die durch das Auftreten der Sphinx ausgelöst worden sind. Er markiert und benennt das Verhalten der Sphinx als schweres Unrecht, indem er für deren Beseitigung einen hohen Preis aussetzt. Er versetzt damit das gesamte Geschehen in einen moralisch-rechtlichen Raum und verleiht diesem dadurch – nicht nur für Oedipus – eine trianguläre Ordnung. Darüber hinaus gibt er der Bewährungsprobe des Oedipus eine Richtung, ein Ziel und einen Sinn, indem er die Heirat mit der Königin dem Rätsellöser verspricht. Er macht so deutlich, dass die psychosexuelle Reifung der vorgegebene Weg ist. Er beweist ferner seine Verlässlichkeit (soweit seine Macht reicht) dadurch, dass er sein Versprechen schließlich auch einhält und dem Oedipus die Hand der Königin gibt.

Kreon versieht so insgesamt den Kampf des Oedipus mit der Sphinx (seinem externalisierten „bösen“ Mutteranteil) mit einem festen und belastbaren Rahmen. Zudem trägt er als ordentlicher und fürsorglicher Verwalter des Landes Züge des verlässlichen väterlichen Dritten, welcher für die Prozesse der Separation und Individuation wie auch für die sich anschließende protogenitale Entwicklung von entscheidender Wichtigkeit ist. Oedipus macht sich diese die Triangulierung einleitende Funktion des Dritten zunutze und verwendet Kreon in diesem Sinne als Leitfigur, die sich auch durch eigenes Unglück (auch Kreons Sohn Haimon fällt der Sphinx zum Opfer) nicht vom Kurs der Verlässlichkeit abbringen lässt.

Der Kampf des Oedipus mit der Sphinx wird allem Anschein nach ausgelöst dadurch, dass Oedipus in Theben all das Elend miterleben muss, das ichschwachen Jugendlichen (Kindern) durch einen frühen sexuellen Missbrauch zugefügt wird. Sie werden buchstäblich von der Mutter verschlungen, das heißt, sie geraten durch die erzwungene vollständige Identifikation mit der übergriffigen Mutter in den

unentrinnbaren Strudel zirkulärer innerer Prozesse, die in aller Regel tendenziell mit Tod oder Wahnsinn enden, - genauso wie viele Jugendliche heutzutage in einem sphingischen System.

Natürlich erlebt Oedipus all das in Erinnerung und im Bilde eigener erlittener Behinderungen und Qualen, aber man darf wohl nicht so weit gehen, das gesamte äußere Geschehen lediglich als Projektionen des Oedipus zu verstehen. Wie auch immer, entscheidend für das Verständnis des Ganzen ist, dass in Oedipus durch seine Erlebnisse nicht nur mehr oder weniger unscharfe, aber wirkmächtige Bilder und Vorstellungen jenes alten traumatischen mütterlichen Missbrauchs hervorgerufen werden, sondern dass zugleich auch unwiderstehliche affektive Impulse ausgelöst werden. Es ist, als ob jetzt urplötzlich jene explosiven Kräfte der Empörung, aus konstruktivem Lebenswillen und destruktiver Feindseligkeit gemischt, sich Geltung und Wirkung verschaffen, die ehemals in Kinderzeiten nicht hervortreten konnten und durften, sondern der Verdrängung und Verleugnung verfallen mussten (allerdings in der einen oder anderen Form lebendig blieben). Vorbereitet wird dieser explosive Ausbruch einmal durch die besondere geistige Wachheit des Oedipus und seine unablässige Wahrheitssuche wie auch durch seine besondere Erfahrung in sexuellen Dingen, welche zusammen ihn seine Blockierungen besonders schmerzhaft empfinden lassen.

Gerade die besondere intellektuelle und erotische Ausstattung des Oedipus ist es, die den entscheidenden Grund dafür abgibt, dass es zu der Explosion von Gewalt kommt, der die Sphinx als Inkarnation der missbrauchenden Mutter zum Opfer fällt.

Schon für die allgemeine Betrachtung kann es keinen Zweifel daran geben, dass es ohne eine Gewaltexplosion keine Lösung von der Mutter des frühen Missbrauchs gibt. Auf diese Tatsache verweisen Darstellungen aus vorklassischer Zeit (Vasenbilder), die zeigen, wie Oedipus mit einer Keule auf die Sphinx losgeht (Kerényi, 1997 b, 83), ebenso wie Analyse-Erfahrungen aus heutiger Zeit (Shengold, 1963, 725-751 passim; Trimborn, 2011, 143-160). Auch die Märchen enthalten unübersehbare Hinweise, man denke etwa an „Hänsel und Gretel“.

Der starke Eros des Oedipus führt nun auf folgendem Wege zu dieser Gewalterruption: Die Erringung der Königin ist das Ziel, aus der Sicht des Oedipus die Herstellung einer erwachsenen Beziehung zu einer Frau. Gerade seine erotische Kraft und Befähigung lassen ihn spüren, dass er mit seiner derzeitigen vollständig narzisstischen Ausstattung der Erreichung dieses Ziels nicht gewachsen ist. Es stellt die Königin Jokaste begleitet von der Vorstellung, sie zur Frau nehmen zu können, so die Gestalt eines neuen relevanten, weil emotional äußerst wichtigen Objekts dar, das das narzisstische System des Oedipus herausfordert, ins Wanken und schließlich zum Einsturz bringt.

Bedeutsam ist auch, dass das neu auftauchende relevante Objekt libidinös und narzisstisch stark besetzt ist (die Königin) und dass daher der in der Regel dem störenden Objekt gegenüber geäußerte vernichtende Hass nicht oder nicht entscheidend zum Zuge kommt. Zudem ist der unausweichliche Zusammenbruch des bisherigen narzisstischen Systems des Oedipus durch den äußeren Erfolg als „Held“ und durch die stabile Verlässlichkeit Kreons abgemildert oder halbwegs erträglich gemacht, anders gewendet: das narzisstische Bedürfnis des Oedipus wird in einer gewissen Weise, wenn auch in einer neuen Form, wie es scheint hinreichend bedient (wie in einer Analyse).

Natürlich sind eine Reihe weiterer Umstände denkbar, die jene Gewalterruption in die Wege leiten.

Welche Faktoren auch immer für die Auslösung der Explosion verantwortlich sind, diese selbst bleibt – wie in den Analysen – stets ein unvorhersehbares plötzlich auftretendes Ereignis (Trimborn, 2011, 57-61, 115-141), welches, ein Blitz aus heiterem Himmel, die gesamte Szenerie schlagartig verändert. Der Betroffene selbst erlebt das Ereignis als den Untergang seiner Welt, als das Ende seiner Existenz und als Vernichtung, da der ausgelöste Furor nicht nur sein idealisiertes Mutterobjekt in mörderischer Weise beseitigt, sondern mit diesem zusammen auch sein eigenes, wenngleich falsches

Selbst vernichtet, welche beide in ihrem Zusammenwirken ihm bislang eine wenn auch fragile Stütze waren und ihn in der Welt hielten. Zugleich setzt ihn das Wegbrechen dieser Stütze dem Schrecken des Abgrunds aus, den der Verlust der Muttergestalt bedeutet, einem Schrecken, dessen Wiederbelebung oder auch nur Erinnerung in seinem wahren Ausmaß er bislang stets mit den Mitteln einer massiven omnipotent-narzisstischen Abwehr verhindert hat. Die den Schrecken auslösende Katastrophe, das durch den unerträglichen Übergriff bewirkte Verschwinden der Mutter, liegt nun schon Jahre zurück und ist eigentlich Vergangenheit, nicht vergangen sind allerdings der Schrecken, die Verzweiflung und der Schmerz des Kindes. Sie, Schrecken und Schmerz der vorzeitigen Trennung von der Mutter erlebt Oedipus jetzt in der Folge seines explosiven Durchbruchs, der sein narzisstisches Verteidigungssystem zum Einsturz bringt, in voller Stärke. Oedipus betreibt also, indem er sich der Sphinx und ihrem Rätsel aussetzt, wirklich ein absolutes Alles-oder-Nichts-Spiel. Kreon, selbst ratlos, kann ihm jetzt nicht helfen und auch der Rahmen des ganzen bleibt im Moment des explosiven Ereignisses vergessen und ist damit während der gewaltsamen Veränderung vorübergehend außer Kraft gesetzt. Oedipus setzt also, von weithin unbewussten und dunklen Kräften getrieben, alles auf eine Karte.

Oedipus beseitigt so in der Sphinx das externalisierte Introjekt der vergewaltigenden Mutter, mit dem er wie dargestellt narzisstisch identifiziert ist. Mit dem Verschwinden der Sphinx löst sich zufolge dieser Identifikation auch sein Selbstsystem auf, das ihn bislang, wenn auch unter großen Mühen und mit hohen Kosten, einigermaßen im Lot hielt.

Die Beseitigung des rätselhaften Wesens der Sphinx und der angestammten Form seiner selbst konfrontiert Oedipus unversehens mit dem seiner Unglücksgeschichte zugrunde liegenden Trauma, dem unverwundenen Schrecken und der ungeminderten Verzweiflung der allzu frühen Trennung von der Mutter.

Oedipus erlebt so die alten schmerzhaften und grauenhaften Gefühle des vorzeitigen Mutterverlusts und er erlebt sie als Folgen des Verlusts der Mutter. Zugleich nimmt er wahr, dass er das traumatische Ereignis überlebt, ja in Wirklichkeit längst überlebt hat, wenngleich diese Erlebnisse und Wahrnehmungen in den Momenten des Umsturzes und der Verwandlung zunächst eher unscharf als gedankenklar sind. Die Ereignisse und die mit ihnen verbundenen Eindrücke werden eben erst im Laufe der Zeit und im Wege der Distanzierung nicht ohne die Hilfe eines Dritten (Kreon) einer genaueren Einordnung und klareren Erfassung, mit anderen Worten einer inneren Repräsentation und sprachlichen Symbolisierung zugänglich. Zugleich verlieren sie damit an Stärke und Einfluss und werden beherrschbar.

Der schmerzhafteste Zusammenbruch seiner bisherigen zäh verteidigten Identität sowie die unvermittelte Konfrontation mit dem abgrundtiefen Schrecken des ursprünglichen Traumas lassen Oedipus für den Moment bestürzt, verwirrt und orientierungslos zurück. Durch die Schilderung des weiteren Verlaufs jedoch macht der Mythos den Gewinn, den Oedipus aus dem völligen Umsturz seiner inneren Verhältnisse zieht, überaus deutlich: Oedipus ist jetzt fähig, sich aus den Fesseln der omnipotenten Muttergestalt zu befreien und sich der Mutter als Liebesobjekt zuzuwenden. Er durchmisst also die Etappen der Separation und Individuation sowie der proto-genitalen Entwicklung oder wie Shengold (1963, 746) es hinsichtlich seiner Beziehung zur Mutter ausdrückt, er wird fähig, „to see her and not to be her“. Der Mythos verkürzt diese Vorgänge sowie alles Andere in äußerster Form und stellt sie nur in zeitlich sehr geraffter Weise dar.

Klar ist, dass es Oedipus gelingt, durch Beseitigung der Sphinx das Gefängnis der obsessiven Mutter zu verlassen und sein bislang falsches Selbst zu befreien. Der weiteren Separation und Individuation

steht die bisherige Blockade damit nicht mehr im Wege. Man kann sich diesen Prozess vielleicht auch anhand einer Topografie einer Veränderung der Triebbelegungen der verschiedenen Körperzonen sowie der sie begleitenden Phantasien verdeutlichen.

Löst der ursprünglich vergewaltigende Übergriff der Mutter, auf den Penis des Kindes gerichtet, Kastrationsängste aus, die zu Abwehrmaßnahmen des Kindes zwingen, welche den Penis und seine Besetzung in den Kopf verlagern und dadurch den Körper dem mütterlichen Angriff und der Angst des Verschlungenwerdens aussetzen, so hat der Ausbruch des Oedipus aus dem Gefängnis der Mutter – sowie die Kontrolle der ursprünglichen Angst vor Verlassenheit – die Folge, dass die dem Gang einer glücklichen Entwicklung entsprechenden Besetzungen sich herstellen. Allem Anschein nach wendet sich so der ursprüngliche Fluch der Kastrationsangst des Kindes zum Segen, indem jetzt durch die Herstellung eines adäquaten Körperbildes auch der Penis einer angemessenen Besetzung und Phantasiebildung zugeführt wird. Zugleich ermöglicht die erreichte Neustrukturierung das Eingehen libidinöser Bindungen an ein Objekt. Wenn wir bedenken, dass Oedipus inzwischen an Erfahrung gewachsen und zumindest körperlich gereift ist, wird deutlich, dass er mit dieser neuen Ausgestaltung, Zentrierung und Orientierung seines Trieblebens den Weg der Triangulierung von der Separation zur Protogenitalität gegangen ist, selbstredend nicht ohne die Unterstützung eines Dritten (Kreon), – gleichwohl aber doch noch in einer unübersehbaren narzisstischen Befangenheit. Zu berücksichtigen ist hier, dass die Fokussierung des kleinen Jungen auf sein Geschlechtsorgan in der praeoedipalen Zeit in besonderem Maße dazu beiträgt, die schwierige Umgestaltung des Mutterbildes zu einem Außenobjekt zu bewerkstelligen.

Vielleicht ist hier die Stelle, kurz der interessanten Frage nachzugehen, ob Oedipus die Sphinx getötet hat, wie es in den meisten Übersetzungen des sophokleischen Stückes heißt.

Wenn wir die Sphinx lediglich als eine Außendarstellung der letztlich im Inneren des Oedipus befindlichen mütterlichen Struktur betrachten, kann die gestellte Frage bejaht werden, da Oedipus diese Struktur in die Auflösung getrieben hat.

Wenn wir der Sphinx jenseits eines nur projektiven Phänomens jedoch den Charakter eines existierenden lebendigen Wesens menschlicher oder menschenähnlicher Art verleihen und ihrem wunderlichen Erscheinungsbild damit einen realen Träger zuerkennen, wie wir es ja bislang – mit Rücksicht auf die entsprechenden Phänomene auch in der heutigen Zeit wahrscheinlich zu Recht – getan haben, auch die Mutter des Oedipus ist ja über ihre Wirkung auf ihn hinaus eine wirklich existente Person, dann ist die Frage nach der Tat des Oedipus schwieriger zu beantworten.

Für die Beantwortung dieser Frage müssen wir uns erinnern, dass wir die Mutter des Oedipus – gerade auch anhand der mythologischen Abstammungsgeschichte der Sphinx – als eine hochpathologische Person dargestellt haben, die das sie tragende narzisstische System mit den Mitteln einer sie überfordernden aggressiven Sexualität aufrechterhält (entweder im Rahmen einer frühen Totalidentifizierung oder eines etwas späteren Verfahrens). Da nun jeder Narzissmus, erst recht ein hybrides narzisstisches System, einer Stütze in der Außenwelt, eines „Aufhängers“ sozusagen, bedarf, wird erklärlich, dass eine im wesentlichen narzisstisch konstruierte Existenz in Mitleidenschaft gezogen wird und kollabiert, wenn jene Außenstützung entfällt.

Der entscheidende Grund für diesen Zusammenbruch ist, da das narzisstische System eine Abwehrorganisation gegen das Trauma der Verlassenheit ist (aus welchem Grund auch immer das Kind sich verlassen fühlte), das unvermittelte Auftauchen dieser Katastrophe des Allein- oder Getrenntseins.

Der Klarheit halber sei kurz rekapituliert: Die narzisstische Abwehr der Sphinx richtet sich so gegen die Katastrophe einer sehr frühen Verlassenheit und Getrenntheit. Das ist im Falle eines frühen Missbrauchs durch die Mutter (Echidna) unmittelbar verständlich. Aber auch im Falle eines Übergriffs durch eine väterliche Figur (Orthos), von dem wir hier ausgehen, liegen die Dinge nicht wesentlich anders, da der Vater regelmäßig eine frühe Mutterentbehnung verdeckt und (durch den Missbrauch) wiederholt. Auch die Sphinx wehrt sich danach gegen das Trauma einer verfrühten Trennung mit den Mitteln der narzisstischen Identifizierung und der zur Aufrechterhaltung ihres omnipotenten Narzissmus erforderlichen aggressiven Sexualisierung. Der Sphinx bleibt so nichts anderes übrig, – eine Weiterentwicklung ist ihr als Folge ihrer Abwehrorganisation versagt –, als die kreisförmigen Bewegungen innerhalb ihres narzisstischen Systems zwanghaft zu wiederholen. Den ständigen Aufenthaltswechsel der Sphinx zwischen ihrem Sitz auf dem Berge Phikion und der Säule auf dem Thebaner Marktplatz mag man als Hinweis auf diese Bewegungen verstehen.

Die Rolle und Funktion des frühen elterlichen „Mitspielers“ überträgt sie jetzt auf ihren Sohn. Mit anderen Worten, die Sphinx verschiebt die Position ihres väterlich/mütterlichen Primärobjekts auf eine Ersatzfigur, ihren Sohn (hierzu Trimborn, 2011, 355-377). Mit dessen Verwendung reproduziert sie das sie tragende narzisstische System. Letzteres bricht zusammen, wenn sich der Andere durch Reifung und Entwicklung oder auf andere Weise aus diesem System entfernt (Hirsch, 1994, 72-77, 217-224; ders., 2011, 537-554 m.w.N.; Shengold, 1963, 225-228 m.w.N.).

Denkbar und vielleicht näherliegend ist freilich auch die Annahme, dass Oedipus, anfänglich in der alten angestammten Rolle des ausgenutzten kindlichen „Mitspielers“ verharrend, gerade durch seine Verwandlung die Qualität eines neuen, emotional relevanten Objekts für die Sphinx, seine Mutter, gewinnt und schon dadurch mehr noch als durch seine Entfernung das alte nicht bewältigte Trauma der Trennung in ihr wachruft. Anders als ihr Sohn Oedipus, der sich weiterentwickelt und als „Held“ eine ihn tragende narzisstische Zufuhr erhält, findet die Sphinx, in ihrer Entwicklung blockiert, keine andere, neue Stütze ihres Narzissmus.

Der Verlust ihres narzisstischen Defensivsystems konfrontiert die Sphinx im einen wie im anderen Fall mit der ursprünglichen Katastrophe, dem nicht bewältigten und nicht zu bewältigenden Trauma der völligen Verlassenheit und Getrenntheit, welches jetzt ihr Ende besiegelt und sie zum Selbstmord zwingt, welcher letzterer auch als Wunsch der Vereinigung mit Vater oder Mutter gedeutet werden kann, zumal da ihr der Weg des Oedipus einer wenigstens teilweisen Rettung ihres Narzissmus nicht offen steht. Im Übrigen begründet das unvermittelte Wiederauftauchen der frühen Vernachlässigungs- und Missbrauchsszenarie auch in anderen Fällen Tendenzen zu Selbstbeschädigung und Suicid – vor allem während der Adoleszenz (Hirsch, 1994, 221-224).

Die Sphinx begeht danach Selbstmord, weil sie im wörtlichen Sinne den Boden unter den Füßen verliert. Auch die Art ihres Todes spricht insofern eine deutliche Sprache: Sie stürzt sich von ihrem Felsen Phikion zu Tode. Sie tut es damit den Sirenen gleich, jenen verführerischen Wesen, die sich ins Meer stürzen, wenn ihr betörender Gesang nicht verfängt.

Auch die äußerst einfühlsame und präzise Sprache und Wortwahl des Sophokles, mit denen er die Herbeiführung des Todes der Sphinx durch Oedipus beschreibt, stützen die hier befürwortete Version. Er spricht (K.Oe. 397 und 1198) davon, dass Oedipus sie „aufhören ließ/machte“ beziehungsweise „hin- oder verschwinden ließ/machte“ (ἔπαυσα bzw. φθίσα). Im Übrigen stimmt die Selbstmord-These gut mit dem späteren Ende der Jokaste überein, deren partielle Verkörperung ja die Sphinx darstellt.

Schließlich erleben wir es häufig, dass stark narzisstisch strukturierte Wesen, seien es Institutionen oder Einzelpersonen, die sehr abhängig sind von Zuspruch, Anerkennung oder „Vertrauen“, dahinschwinden und vergehen, wenn die äußeren Stützen ihres überzogenen Selbstwertgefühls plötzlich wegbrechen.

Als letztes bleibt die Frage zu klären, wie eigentlich die hier gegebene Deutung des Geschehens zwischen Oedipus und der Sphinx mit der Rätselfrage und ihrer Beantwortung durch Oedipus in Einklang zu bringen ist.

Das Rätsel selbst ist banal, fast läppisch, besonders wenn man bedenkt, dass es sich an einen richtet, der schon durch seinen Namen kundtut, dass er sich mit den Füßen auskennt. Oedipus kann man ja aus dem Griechischen übersetzen in: „Schwellfuß“ (οἰδάω und ποῦς), „wissender Zweifuß/Mensch“ (οἶδα und δίπους) wie auch „einer, der alles über den Fuß/die Füße weiß“ (οἶδα und ποῦς).

So darf man mit Otto Rank (1912, 260, 261) annehmen, dass die Antwort auf die Rätselfrage die eigentliche Frage enthält: Was ist der Mensch? Man kann wohl ebenso gut fragen: Wie lebt er richtig? Besser und konkreter wäre es angesichts des Elends Thebens und Oedipus' eigenen ganz pragmatisch die Frage als auf das dunkle Wesen der menschlichen Sexualität und ihrer Entwicklung gerichtet anzusehen, wie sie im Allgemeinen ja auch verstanden wird (e.g. Freud, 1905a, 95).

So gesehen ist die Frage, genommen als Antwort, doch schon recht aufschlussreich.

Zunächst ist allein die Tatsache, dass die Sphinx eine Rätselfrage stellt, von Bedeutung. Schon das Rätsel selbst in einem sexuellen Kontext hat den Charakter einer geheimnisvollen und verunsichernden – allerdings zugleich äußerst attraktiven – Falle. Laplanche (2011, 160) gibt diesem Gedanken klaren Ausdruck, wenn er sagt: „*Das Rätsel*, soweit seine Triebfeder unbewusst ist, ist *Verführung aus sich heraus*, und genau deshalb ist die Sphinx schon vor dem Drama des Oedipus an den Pforten vor Theben postiert“.

Auch mit ihrem Inhalt enthält die Rätselfrage, wenn man sie als Antwort nimmt, eine bedeutungsvolle Aussage. Die Rätselfrage stellt sich nämlich als eine äußerst geraffte Schilderung der praeoedipalen Reifung und Entwicklung des Kindes dar (Shengold, 1963, 726). Indem auf die wachsende Möglichkeit des kleinen Kindes hingewiesen wird, sich aktiv körperlich von der Mutter zu entfernen und wieder zu ihr zurückzukehren, wird metaphorisch auf die Entwicklungsgeschichte der Separation und Individuation angespielt (Shengold, 1963, 727). Mit seiner Erwähnung des dritten Fußes – der dritte Fuß ist ein uraltes phallisches Symbol; im Slowenischen heißt der Penis direkt so (Rank, 1912, 267 Anm. 2) – gibt das Rätsel einen Hinweis auf die protogenitale Phase. Schließlich spricht die Rätselfrage mit ihrer Betonung der Füße ganz allgemein die Motilität des Kindes an, die es, auch im übertragenen Sinne, befähigt, sich von der Mutter allmählich fortzubewegen, was pathologisch strukturierte Mütter nicht ertragen können (Shengold, 1963, 727-729).

Aus Tatsache und Text des Rätsels lässt sich also eine gewisse Bestätigung der hier gegebenen Deutung des Geschehens zwischen der Sphinx und Oedipus ableiten. Zugleich wird über jeden Zweifel deutlich, dass das Rätsel der Sphinx und seine Lösung durch Oedipus eine sehr abgehobene Version des Geschehens darstellt, welche in ihrer literarisch-intellektualistischen Fassung die enorme Dynamik und große affektive Aufladung des Ereignisses so gut wie gar nicht wiedergibt. Die Einkleidung des Zusammentreffens von Oedipus und der Sphinx in die Form eines Rätsels und dessen Lösung lässt sich danach am ehesten als Ergebnis eines historischen Verdrängungsprozesses verstehen, welcher immerhin wie beschrieben gewisse Andeutungen des wirklichen Geschehens übrig lässt.



Die Distanz zwischen der Rätselgeschichte und dem tatsächlichen Geschehen wird in der Darstellung des Mythos bei Sophokles selbst dadurch gekennzeichnet, dass weder die Sphinx noch Oedipus den eigentlichen Sinn der Rätselfrage verstehen. Für die Sphinx kommt dies dadurch zum Ausdruck, dass sie das Rätsel den Musen verdankt, es sich also nicht selbst ausgedacht hat, für Oedipus dadurch, dass er das Rätsel bei Licht betrachtet handelnd löst, genauer: dadurch, dass er das mit dem Rätsel in Wirklichkeit gestellte Problem, nämlich die Frage nach dem richtigen Weg zu männlicher Identität und Erwachsenenheit, durch seine explosive Selbstverwandlung einer Lösung zuführt: Die Sphinx stirbt. Diese Deutung des Geschehens findet ihre Bestätigung in dem, was Sophokles den Chor unmittelbar nach Aufdeckung des Inzests an Oedipus gerichtet sagen lässt (K.Oe. 1198-1201): „... da du tilgtest die Jungfrau mit den gekrümmten Klauen, Sprüchesängerin, meinem Land halfst, ein Turm im Verderben, ...“. Wörtlich aus dem Griechischen übersetzt heißen die letzten Worte („... θανάτων... πύργος...“): „ein Turm gegen die Tode“. Hier tritt die Bedeutung des Phallus und seiner Rolle im Kampf gegen das Verhängnis nicht nur in der symbolischen Dimension, sondern auch in der Ebene der Faktizität klar hervor.

Es ist schon hier der Ort zu bedenken, dass das Drama des Oedipus, gewiss in der Fassung, die Sophokles ihm gegeben hat, nicht nur die Geschichte eines Menschen ist, der trotz aller Bemühung um Erkenntnis oder vielleicht gerade deswegen in sein Unglück läuft (Mit anderen Worten: „Lebe stumpf vor dich hin, das ist das Beste“. So äußert sich ja auch Jokaste, K.Oe. 979.), sondern vor allem auch die Geschichte des menschlichen Erkenntniswillens und –vermögens, die von den schweren Kosten des Bemühens um Einsicht und Weisheit handelt, am Ende aber doch einen – allerdings begrenzten – Ertrag dieser Mühen sichtbar macht.

In dieser Perspektive ist das gesamte Rätselgeschehen nicht nur eine intellektualistische Verkleidung der eigentlichen Vorgänge, sondern gewinnt als Schilderung eines Erkenntnisschrittes, der von dynamischen Vorgängen tiefergehender Art geleitet und begleitet wird, zusätzliches Gewicht.

Oedipus hat in seinem bisherigen Leben als Intellektueller (das ist hier kein Schimpfwort) schon genügend Erfahrung und Einsicht gesammelt, so läuft hier die Deutung, um auf den faulen Zauber der Sphinx, dieser femme fatale, nicht hereinzufallen. Er entzaubert die Sphinx, spricht: er entledigt sich gewaltsam des Sphingischen Introjekts, hält auch dem wiederbelebten Grauen des allzufrühen Alleinseins stand und gewinnt durch Trennung von der frühen Mutter allmählich den praeoedipalen Phallus in protogenitaler Form sowie ein Stück Einsicht in das Geschehen.

Oedipus scheint nach allem befähigt, die Herausforderungen zu bestehen, die an jeden Menschen mit dem Auftreten erotisch-sinnlicher Beziehungen zu den eigenen Eltern gestellt werden. Bekanntermaßen melden sich diese erotisch-sexuellen Strebungen in zwei Phasen und können auch im glücklichen Fall erst mit der Pubertät von den Eltern abgelöst und in eine neue Richtung gelenkt werden. Dem Oedipus ist ein solch günstiges Schicksal jedoch nicht vergönnt, wie der weitere Verlauf des sophokleischen Dramas deutlich macht.

Oedipus heiratet unwissend seine Mutter, Königin Jokaste, und wird selbst zum König von Theben. Er bleibt damit an seine Mutter sexuell gebunden und verharret insoweit in einem narzisstischen Universum. Sein Vater Laios ist lediglich als ein schuldverursachender Schatten vorhanden. Trotz all seiner Mühen, seines enormen Mutes und seiner großen Kraft ist es Oedipus einstweilen nicht gelungen, sich vollends aus den Fesseln der Mutter zu befreien. Die Fesseln, die die Mutter dem Sohn durch frühe Verführung anlegt, sind eben nur in seltenen Fällen auflösbar und auch in diesen wohl niemals vollständig.

Und so sehr man ausdrücklich auf den Oedipus des Sophokles bezogenen Sätzen Grunbergers (2001, 317) wie den folgenden zustimmen kann: „Er hat bewiesen, dass man auch ohne jene Projektionen leben kann, die von den Unreifen auf die Sphinx gerichtet wurden und die ihr einzig zum Leben und zu allmächtiger Autorität verhalfen“, so eingeschränkt muss unsere Zustimmung zu der unmittelbar nachfolgenden Äußerung Grunbergers ausfallen: „Er hat dem Ungeheuer ein Ich ohne Schwäche entgegengesetzt und es damit besiegt.“

## II. Der weitere Weg des Oedipus als König von Theben: Der Ausbruch der Pest, die Suche nach dem Schuldigen und die Apokalypse.

Die eheliche Verbindung mit Jokaste, in Wahrheit seiner Mutter, bringt für das Seelenleben des Oedipus eine Reihe von Verwicklungen mit sich, die ihm allerdings erst allmählich zu Bewusstsein kommen. Sie sollen jetzt aus Gründen besserer Übersicht in aller Kürze gleich zu Beginn dargestellt werden.

Oedipus hat sich aus der Gefangenschaft der frühen Mutter befreit soweit es ihm möglich war. Er war gefangen in dem Verhängnis der narzisstischen Identifizierung mit ihr, welches sich aus dem durch mütterlichen Missbrauch hervorgerufenen unverarbeitbaren Erlebnis der allzufrühen Trennung ergab.

Er kann jetzt von seiner Seite eine reifere Beziehung zur Mutter eingehen. Die erotisch-sexuelle Bindung an die Mutter bedeutet jedoch gleichfalls eine – wenn auch anders geartete – Fesselung des Sohnes; Spuren der alten Gefangenschaft bleiben überdies erhalten.

Genauer: Durch Auflösung seiner narzisstischen Identifikation mit der Mutter ist es Oedipus gelungen, das traumatische Mutterobjekt aus seinem seelischen Innenraum zu verbannen, es zu externalisieren und hinschwinden zu lassen. Tatsächlich befindet sich Jokaste, die Mutter und jetzt Ehefrau des Oedipus, in seinem Außenfeld. Oedipus ist mit diesem realen Außenobjekt, das seine inneren Strukturen unverändert beibehalten hat, sexuell und narzisstisch eng verbunden.

Dieses neue und besondere Näheverhältnis zwischen Sohn und Mutter birgt für Oedipus erhebliche Gefahren – vor allem bei seinen weiteren Bemühungen um Ablösung von der Gestalt der Mutter. Auch ist es wohl so, dass selbst bei Löschung alter Prägungen im Unbewussten immer Spuren des Früheren zurückbleiben. Tritt nun ein solchermaßen belastetes Subjekt, der Sohn, in engsten Kontakt mit einem analog strukturierten Außenobjekt, der Mutter, so liegt es nahe, dass durch solche Nähe überlebte Formationen beim Sohn quasi durch Ansteckung wieder aktiviert und in Wirkung gesetzt werden. Spuren der frühen Gefangenschaft können so eine zusätzliche Erschwernis für die Ablösung des Sohnes von der Mutter bedeuten.

Dem Sohn droht – wie schon im Normalfall der nur sinnlich-romantischen Beziehung des Kindes zur Mutter – von Seiten des Vaters die Kastration, die ja als Phantasie des Kindes aus einer tiefen Beschämung durch die Macht des Vaters über die Mutter, aus dem dadurch geschürten kindlichen Hass auf ihn und der befürchteten väterlichen Reaktion resultiert.

Die Kastrationsangst, die schnell die Form der Vernichtungsangst annimmt, wiegt schwerer, wenn wie im Fall des Oedipus ein wirklicher Inzest mit der Mutter besteht. Dass der Vater zum Zeitpunkt der Eheschließung des Oedipus schon tot ist, ändert die Verhältnisse nicht wesentlich. An die Stelle der kindlichen Angst tritt jetzt die von Schuldgefühl getriebene Strafangst des Sohnes, die auch als Kastrationsangst zu charakterisieren ist. Zu berücksichtigen ist in diesem Zusammenhang auch, dass

das alte narzisstisch-identifikatorische Verhältnis zur Mutter von Anfang an durchaus nicht frei von deutlich sexuellen Elementen war und dass davon abgesehen der Inzest nicht selten eher von narzisstischen als von sexuellen Elementen geprägt ist.

Als die Schuld mitbegründend und das Ausmaß der Strafangst bestimmend wirkt sich der Nachhall der rabiaten Vernichtungswünsche des Sohnes gegen den seine narzisstische Einheit mit der Mutter störenden Vater aus, welche in den Mord (recht kurz vor der Eheschließung von Oedipus und Jokaste) mündeten. Der Hass gegen den Vater erreichte hier deshalb ein besonders hohes Maß, weil die „Untreue“ der Mutter dem Sohn hier zugleich den Abgrund des frühen Verlassenseins öffnete.

Dass Oedipus vom Tode des Vaters nichts weiß, – er hält ja Polybos für seinen Vater und der lebt während der längsten Zeit der berichteten Ereignisse –, ändert im übrigen insgesamt wenig, zeigt nur den Grad der Unbewusstheit auf Seiten des Oedipus.

Schon im Regelfall, wenn man so sagen darf, führt die Kastrationsangst des Kindes zu dem Impuls, sich von der Mutter zu trennen. Um einiges stärker treibt so das schwer schuld- und strafbelastete Verhältnis zum Vater das Bestreben des Oedipus an, aus der Beziehung zur Mutter zu enttrinnen. Diesem Trennungstreben liegen ursprünglich in erster Linie libidinös-sexuelle Motive zugrunde.

Zu den Motiven dieser Art gesellen sich Trennungs- und Beseitigungstendenzen aus ganz anderen Quellen. Einmal ruft die Enttäuschung an der Mutter natürlich nicht unbeträchtliche Gefühle der Aversion hervor. Zudem wird die vom Sohn erstrebte Lösung von der Mutter von ihm unter dem Eindruck der ursprünglichen Trennungskatastrophe auch jetzt noch als die Gefahr des vollständigen Mutterverlusts erlebt. Die so entstehende massive Angst führt zu gegen die Mutter gerichteten Hass- und Vernichtungswünschen.

Es richtet sich so ein hochaggressives Gemisch aus erotisch-libidinös motivierten Trennungswünschen und hasserfüllten feindseligen Regungen des Kindes auf die Mutter.

Die Mutter des Oedipus kann den Sohn jedoch nicht freigeben und ihm damit einen Weg eröffnen, der ihm die Entfernung von ihr erlaubt. Das wie geschildert hochgradig narzisstische System der schwer gestörten Mutter zwingt sie zur Aufrechterhaltung ihrer Existenz in die oral-sadistische sexuelle Beziehung zum Sohn um jeden Preis. Unverändert in ihrer selbstsüchtig-narzisstischen Art gefangen, sucht sie dem Streben des Sohnes mit Gewalt zu begegnen.

Sie vereitelt die Realisierung der Trennungswünsche wie auch der hasserfüllten Beseitigungstendenzen des Kindes, indem sie ihnen die harte Drohung mit der Kastration entgegensetzt. Die Ablösungs- und Trennungstendenzen des Sohnes verwandeln sich unter der Ablehnung durch die Mutter in hochaggressive Bestrebungen, die gleichfalls der Versagung verfallen. Die weiteren gegen die Mutter gerichteten feindseligen Bestrebungen erleiden das gleiche Schicksal.

Der Weg zur Mutter wie der von ihr fort ist dem Oedipus damit verwehrt. Dabei wohnt der Drohung in beiden Fällen eine besondere Brutalität, ja Erbarmungslosigkeit inne, da sie jeweils mit dem Entsetzen des totalen Mutterverlusts aus alter Erinnerung und seinen Folgewirkungen aufgeladen ist. Die vom Vater gefürchtete Kastration gewinnt ihre Schärfe wie geschildert aus der Verzweiflung des Kindes über den Mutterverlust, der über den Verlust des erotisch-sinnlichen Mutterobjekts wegen des alten Musters weit hinausgeht.

Die von Seiten der Mutter drohende Kastration wird in ihrer Wirkung verstärkt durch die auf der alten Angst vor dem vollständigen Mutterverlust beruhenden Hassregungen des Sohnes, die ihn eine weitere mütterliche Reaktion befürchten lassen.

So geschieht es, dass wegen der mütterlichen Drohung die Trennung unterbleibt.

Es sieht danach so aus, als ob letztlich dieselbe Angst, das Grauen der allzufrüh erlebten Trennung von der Mutter, eine mitentscheidende und in sich widersprüchliche Rolle bei der unglückseligen Fesselung des Oedipus spielt. Die alte unverwundene, vielleicht auch nicht vollständig verwundbare Verletzung schwärt weiter – mitsamt ihren seelischen Derivaten. Das Trauma aus früher Zeit gewinnt unheilvollen Einfluss, indem es dazu beiträgt, den Weg zur Mutter wie auch den von ihr weg zu versperren.

Man meint schemenhaft die unheilvollen und sinnlosen Kreisbewegungen des narzisstischen Komplexes zu erkennen und zweifellos ist es so, dass die alten Strukturen und ihre Dynamik nicht gänzlich erloschen sind. So verwendet Oedipus ganz gewiss seine jetzt reifere Sexualität, um seine doppelt gefährliche Mutter in Schach zu halten und seinen beträchtlichen Narzissmus zu stützen.

Gleichwohl ist der Sieg über die Sphinx nicht bedeutungslos, sondern stellt einen ganz entscheidenden Schritt der Entwicklung dar.

Die alte Entwicklungsblockade ist aufgebrochen, die intellektuellen und affektiven Kräfte, obzwar eingezwängt, können sich äußern. Der Kampf um Wachstum, Wahrheit und Freiheit, mühsam, abenteuerlich und riskant, kann weitergehen, wie der Fortgang des Dramas lehrt. Zwar empfindet der Sohn seine Eingeengtheit in Form eines diffusen Gefühls des Ungenügens und des Gequältseins, jedoch stellt seine gegenwärtige Lage verglichen mit der narzisstischen Gefangenschaft durch die mütterliche Sphinx mit ihren immer wiederkehrenden aufreibenden Spannungen einen enormen Fortschritt dar.

Die schlichte Tatsache im übrigen, dass nach dem Verschwinden der Sphinx die harte Kastrationsdrohung der Mutter gegen den seine Freiheit suchenden Sohn ins Spiel kommt, kann nicht verwundern: Die mütterliche Drohung stellt sich nämlich bei Licht gesehen als frühestes Relikt des ursprünglich durch den grausamen Übergriff der Mutter aus dem Ruder gelaufenen Mutter-Sohn-Verhältnisses dar. Das heißt, diese Hinterlassenschaft des früheren unglücklichen Verhältnisses zur Mutter ist auch jetzt noch im Unbewussten des Sohnes repräsentiert.

Der mütterliche sexuelle Missbrauch richtet sich primär auf den Penis des Kindes und ist die unmittelbare Ursache für dessen tiefe Verwirrung, bodenlose Angst und das katastrophische Gefühl des vollständigen Verlassenseins. Was sich auf Seiten des Kindes daran anschließt, sind wie geschildert seine verzweifelten Versuche, mit den Schrecken des mütterlichen Übergriffs mehr schlecht als recht zurechtzukommen. Sein Bemühen, auf dem Weg einer totalen narzisstischen Identifizierung mit der Mutter zu einer prekären Lösung zu gelangen, gibt der Sohn durch die Beseitigung der Sphinx schließlich auf.

Was danach im Grunde unbekannt, unbearbeitet und erst recht unaufgelöst bleibt, ist der ursprüngliche frühe sexuelle Übergriff der Mutter, der das Kind in die Katastrophe des verfrühten Alleinseins stürzt. – Allerdings ist anzunehmen, dass das frühe katastrophische Erleben dem Sohn die Energie verleiht, sich durch eine explosive Kraftentfaltung des sphingischen Introjekts zu entledigen –. Diese uranfängliche Katastrophe ist es, die sich jetzt in der Form der mütterlichen Kastrationsdrohung zurückmeldet. Natürlich entfaltet die Verlustangst des Kindes auch jetzt noch aus sich heraus eine eigene abschreckende Wirkung. Jetzt geht es darum, dem Sohn den Weg in die Selbstbestimmung und Freiheit endgültig zu versperren. Damals ging es darum, der eigenständigen Existenz des Kindes überhaupt ein für alle Mal ein Ende zu bereiten und seine Lebensinteressen dem selbstsüchtigen Trachten der Mutter vollständig zu opfern. Der Unterschied zwischen den beiden Drohgebärden, sofern er überhaupt besteht, ist, was das Maß ausgelöster Angst angeht, marginal.

Fassen wir zusammen:

Mit seinen aggressiven und libidinösen auf beide Eltern, vor allem auf die Mutter, gerichteten Strebungen blockiert und alleingelassen, verfällt der Sohn in Angst und Verzweiflung. Letztere vertiefen seinen Hass, der wiederum die Angst – und das entsprechende Schuldgefühl – steigert. So eingeeengt und gefangen, bekommt die Liebe des Sohnes, wenn sie je anders gewesen ist, zwangsläufig einen defensiven, manipulatorischen und kontrollierenden Charakter, mittels dessen er in erster Linie die Mutter, jedenfalls in ihren bedrohlichen Aspekten, in Schach und auf Distanz hält. Die im Wesentlichen unbewusste Mutterbeziehung des Sohnes, diese vor allem, wird danach durch die folgenden Merkmale charakterisiert:

- den erotisch-sexuellen Antrieb in unterschiedlicher Form (mal offensiv, mal defensiv),
- die feindselige Aggression in verschiedener Richtung (nach Außen gerichtet und, weil dort blockiert, auf das Subjekt zurückfallend),
- die Angst (in erster Linie vor Mutterverlust und Kastration, dann aber auch wegen der untersagten „verbotenen“ Antriebe und der befürchteten Reaktion),
- die Schuld aus verschiedenen Quellen (wegen der feindseligen Regungen gegen die doch auch geliebten Eltern, aber auch wegen der inzestuösen Liebe zur Mutter),
- die Verzweiflung wegen der allem Anschein nach ausweglosen Eingeengtheit.

Diese Konstellation ist für den Sohn nur zu ertragen und auszuhalten mittels der Einrichtung eines großen, sexuell verstärkten narzisstischen Schutzschirmes, der das ganze überwölbt und überglänzt. Hinzu tritt, jedenfalls in Phasen einer dramatischen Entwicklung, die Tatsache, dass die alten Mechanismen des omnipotent-narzisstischen Komplexes sich wieder Geltung verschaffen, etwa die Phänomene der Gespaltenheit mit ihren unter Umständen raschen Gefühlsumschwüngen.

Überhaupt ist zu bedenken, dass wie geschildert das ursprüngliche Trauma, der Übergriff der Mutter mit der Drohung des totalen Verlassenseins, immer noch im Unbewussten des Sohnes lagert – wenngleich nach Beseitigung der Sphinx mit eingeschränkter Wirkung – und dass auch das eben gezeichnete Bild der triebdynamischen und narzisstischen Gegebenheiten noch deutliche Spuren der Ursprungskatastrophe und der zu ihrer Abwehr eingerichteten Formationen enthält. Man denke etwa an die neue Rolle der Sexualität, die immer noch, wenn auch in entwickelterer Form, eine zentrale Rolle im Rahmen der Abwehr spielt, oder an den Narzissmus, der gewiss nicht mehr den schrankenlos omnipotenten Charakter von einst besitzt, aber immer noch deutlich überzogen ist.

Dass es sich so verhält ist auch kein Wunder, denn die Beseitigung der Sphinx hat zwar vieles, aber nicht alles auf einen Schlag geändert. Die Abwehrformation des omnipotenten Narzissmus wurde mit der Beseitigung der Sphinx aufgehoben und außer Kraft gesetzt. Das alte Trauma behält gleichwohl einen gewissen Einfluss.

Psychostrukturell ist danach festzuhalten, dass die alte schreckliche Mutterimago in ihrer uranfänglichen Gestalt im Unbewussten des Sohnes verankert bleibt. Was ihn antreibt ist als das verzweifelte Bemühen zu erkennen, mit diesem Introjekt, das sein Pendant im Außenfeld hat, vollständig und endgültig fertig zu werden unter Einsatz der ihm neu zugewachsenen Kräfte.

Hier fällt insbesondere seine hervorstechende erotische Befähigung und Energie auf, die ihn angesichts eines gewissen gefühlten Unbehagens nicht ruhen lässt und bei ihm vor allem die Gestalt eines nimmermüden und unnachgiebigen Erkenntnistrebens annimmt, – abermals ein Hinweis auf die Tatsache, dass wirkliches Erkennen- und Wissenwollen ein Abkömmling unseres zentralen Lebensantriebs ist.

Die Beziehungen des Sohnes zu Vater und Mutter lassen sich im Übrigen nach Ausgestaltung und Wirkung nicht voneinander trennen. Sie sind vielmehr auf vielfältige Weise miteinander verknüpft und verwoben.

Zunächst einmal ist die schlichte Tatsache beachtlich, dass Laios und Jokaste wirklich die Eltern des Oedipus sind, auch wenn dieser es lange Zeit nicht weiß.

Was die Logik der Aufklärung von Vatemord und Mutterinzeß angeht, ist zu bedenken, dass die Überführung des Mörders des Laios in der vorliegenden Konstellation ungeachtet aller Indizien noch nichts, jedenfalls nichts Endgültiges, über die Ehe zwischen Sohn und Mutter aussagt, also über die Mutterschaft letzterer, mit anderen Worten über den Mord am Vater. Die kriminalistische Ermittlung des Vatemörders läuft zwingend über die Feststellung der Mutterschaft der Jokaste, wie es im Drama ja auch geschieht.

Was schließlich die Psychologie, man möchte sagen, die Psychologie der Nachforschungen des Oedipus anbelangt, wird die enge Verknüpfung von Vater- und Mutterbeziehung ganz deutlich. Jeder Schritt in Richtung auf Aufklärung des Laios-Mörders bringt Oedipus dem anderen Geheimnis, dem der Mutterschaft der Jokaste und damit der Vaterschaft des Laios ein Stück näher, um schließlich im Fiasko der vollständigen Entdeckung, der Apokalypse, zu enden.

In der Darstellung des Geschehens bei Sophokles kommt dieser Zusammenhang dramaturgisch dadurch zum Ausdruck, dass derselbe Diener, der der Jokaste bei der Aussetzung behilflich war, zugleich (als einziger Überlebender) Zeuge der mörderischen Auseinandersetzung an der Wegegabelung war und darüber hinaus die Heirat von Jokaste und Oedipus miterlebte. Dieser Diener muss nun auf Geheiß des Oedipus das gesamte Geschehen offenbaren, insbesondere die Aussetzung durch die eigene Mutter.

So bewahrheitet sich schließlich der Spruch des Delphischen Orakels nach langer Zeit und auch die Eröffnungen des Teiresias finden ihre Bestätigung.

Die unterdrückten Affekte, ausgelöst durch das Wiedererleben des frühen mütterlichen Übergriffs und des abgrundtiefen Grauens der völligen kindlichen Verlassenheit, brechen sich jetzt unverstellt und ungehemmt Bahn und auch der narzisstische Schutz zerbricht.

---

Dem Schicksal des sexuell an seine Mutter gebundenen Kindes, das nicht nur ihm selbst Unglück verheißt, sucht der Sohn auf jede Weise und mit allen Mitteln des Erkenntnisvermögens, der Entschlossenheit und der Tatkraft zu entgehen.

Zuerst richtet er, getrieben von unbewusstem Schuldgefühl, seine Bemühungen auf die Aufklärung des Vatemords. Wie so oft in den heutigen Analysen konfrontiert ihn diese Untersuchung nach einiger Zeit mit der früher und tiefer liegenden Problematik seiner Mutterbeziehung.

Unsere Darstellung folgt von jetzt an der Chronologie der sophokleischen Erzählung, welche ja mit dem Ausbruch der Pest in Theben ihren Anfang nimmt.

Nach einigen Jahren der Herrschaft des Oedipus sucht die Pest Theben heim. Die Menschen und Tiere, selbst die Äcker werden unfruchtbar. Das Land verkommt. Das Orakel zu Delphi, in der Not um Hilfe angegangen, gebietet, den frevelhaften Mörder des Laios, der sich im Lande aufhalte und es beflecke, der verdienten Sühne und Strafe zuzuführen. Oedipus setzt nun alle Hebel in Bewegung, um den Mörder des Laios ausfindig zu machen. Seine unerbittliche Suche nach dem Täter beginnt.

Mit einem Paukenschlag gleich zu Beginn stellt das Drama des Oedipus so die grundlegende Bedeutung des unverfügbaren väterlichen Gesetzes für ein gedeihliches Zusammenleben der

Menschen klar. Mit anderen Worten: Ein Land verkommt, wenn seine Führung sich den Regeln der oedipalen Gesetzlichkeit nicht unterwirft. Der Vorwurf dieses Ungehorsams trifft den Oedipus, der aus den Fesseln der sinnlich-sexuellen Beziehung zur Mutter mit ihren schlimmen Folgen zur rechten Zeit sich nicht hat befreien können, wenn auch unwissentlich.

Da der Schaden, der aus der Nichtbefolgung des väterlichen Gesetzes durch die staatliche Leitung sich ergibt, ebenso wie im Falle des Einzelnen, enorm ist, wie uns das Drama belehrt, und der Nutzen des Gesetzesgehorsams, den das Zusammenspiel von Staat und Einzelnem erwirtschaftet, dementsprechend groß, ist ein Blick auf die oedipale Szenerie und ihre Auflösung geboten, wie sie sich idealiter darstellen.

Das väterliche Gebot lautet hier an die Kinder beiderlei Geschlechts, die sinnlich-sexuelle Beziehung zur Mutter, die von beträchtlichen kindlichen Allmachtsvorstellungen (wie schon kurz dargestellt) begleitet ist, aufzugeben. Die väterliche Aufforderung trifft das auf der neu errungenen sexuellen Stellung beruhende Selbstbewusstsein des Kindes im Kern. Die sich aus Enttäuschung und Kränkung ergebenden Ablehnungs- und Wutaffekte führen zu Vergeltungsängsten, welche in der Phantasie des Kindes schnell die Form schwerer körperlicher Sanktionen annehmen. Diese vorgestellten Sanktionen machen aus dem väterlichen Gebot ein Verbot.

Der Prozess der schließlichen Aufgabe der sanktionierten Mutterbeziehung (wie danach derjenigen zum Vater) ist ein dunkler und langwieriger. Auch im glücklichen Fall dauert er mehrere Jahre und findet erst mit dem Ende der Pubertät seinen Abschluss. Ohne die Hilfe zugewandter, wohlwollender und kundiger Eltern ist er nicht zu meistern. Seine Bewältigung ist und bleibt jedoch die Vorbedingung für die Fähigkeit des Kindes, sexuell-libidinöse Bindungen an andere neue Objekte einzugehen. Die Rolle des Vaters als Dritten im Rahmen der oedipalen Szene und ihrer Bewältigung rechtfertigt und verlangt die Verankerung seiner Position im Raum des Absoluten, um dadurch die Unerlässlichkeit seiner Funktion innerhalb der unbewussten unhintergehbaren oedipalen Gesetzlichkeit für das Bewusstsein greifbar zu machen. Legendre (1998, 40, 41; 163, 164) spricht insoweit von der „absoluten Referenz“. Es handelt sich hier um die Unerbittlichkeit der seelischen Struktur, die sich einen Namen sucht.

Der enorme Nutzen der Befolgung des oedipalen Verbots zeigt sich in mehrfacher Richtung.

Der väterliche Befehl schließt das Kind aus der Intimität der elterlichen Beziehung aus und weist ihm einen festen Platz in der Generationenfolge zu. Die existenzielle Bedeutung der Trennung wird augenfällig in den Fällen, in denen sie nicht gelingt. Das Kind verharrt im narzisstischen Verhältnis zur Mutter und reibt sich in sinnlosem Dauerrevoluzzertum gegen den Vater auf oder versinkt in immer früheren Formen der Kindlichkeit. Legendre gibt dieser unseligen für unsere heutige Gesellschaft typischen Mechanik dramatischen Ausdruck (1998, 166f.):

„Das Rarwerden des Vaters in unseren Gesellschaften bringt Behinderte und Versehrte hervor. Es bedeutet für beide Geschlechter das Kleben an der Mutter. Die Konsequenz dieser Unreife ist die Entladung der Triebe auf die Kinder, denen die Rolle einer Müllhalde zukommt. Die Kettenreaktion dieser verdrehten Logik lässt sich heute allenthalben beobachten. Das Kleben produziert Väter, die nicht von ihrer Mutter getrennt sind, vaterlose Väter. Es sind Väter, die ihre eigenen Kinder vergewaltigen. Und dasselbe gilt für die Mütter.“

Die Bewältigung der oedipalen Herausforderung verschafft dem Kind einen festen genealogischen Platz. Sie setzt überdies seinen erotisch-libidinösen Antrieb frei. Eros ist die Kraft, die ihm Bindungen an neue Objekte ermöglicht und ihm den Weg zu einer vernunftgeleiteten und freiheitlichen Existenz

bahnt. Zugleich führen die geleisteten Verzicht des Kindes zu einer Eindämmung seines überzogenen Narzissmus und zu einer realitätsgerechten Einschätzung seiner selbst und seiner Umgebung.

Drittens – das ergibt sich schon aus dem normativen Charakter des väterlichen Befehls – bildet das Bestehen des oedipalen Konflikts die Grundlage des Rechts. Legendre (1998, 117) nennt die oedipale Szenerie denn auch den „nicht-juridische(n) Schauplatz des Rechts“.

An vierter Stelle muss der Schub erwähnt werden, den die Befolgung des oedipalen Gesetzes dem Symbolisierungs- und Sprachvermögen des Kindes verleiht. Symbole, auch sprachlich geformte, haben die Aufgabe, gute und schlechte Erfahrungen mit Geschehnissen oder Objekten innerer oder äußerer Art präsent zu halten, und ermöglichen so die Errichtung einer Art von interner Probesthne, auf der die Verhältnisse des Einzelnen durchgespielt werden können, bevor es zu einem riskanten Realitätskontakt kommt. Angesichts der Konflikte, Umbrüche und Abschiede aber auch der Lichtblicke, Erleichterungen und Freiheitsgewinne der oedipalen Phase besteht für ein solch inneres Theater aller Anlass.

Die fünfte Funktion der Auflösung des oedipalen Konflikts ergibt sich aus der Zusammenfassung der bisher genannten: Filiation, Vernunft, Recht und Sprache erfüllen die Aufgabe, die psychische und damit auch die physische Existenz des Menschen zu sichern.

Die überragende Bedeutung der Einhaltung des im menschlichen Unbewussten angesiedelten oedipalen Gesetzes für das Gedeihen des Gemeinwesens wie des Einzelnen macht die Errichtung einer Art von öffentlicher Repräsentation dieser Gesetzlichkeit erforderlich. Fragen wir nach den Konturen dieser für alle wahrnehmbaren Vergegenwärtigung des unhintergehbaren Gesetzes, so belehren uns die Mythen der Vergangenheit, die Riten der Religion, und die Werke der Dichter mit großer Deutlichkeit darüber, worauf es ankommt.

Stets geht es darum, die Unverfügbarkeit des oedipalen Gesetzes gerade an den schweren Folgen seiner Nichtbefolgung zu demonstrieren.

Stets kommt es zwischen der gesellschaftlich-öffentlichen Inszenierung des väterlichen Gesetzes und dem Erleben des Einzelnen zu einem lebendigen Austausch von Phantasien, Vorstellungen, Affekten und Emotionen. Dieser wechselseitige Prozess bewegt sich nicht nur auf den Bahnen des Bewusstseins sondern auch auf den Wegen des Unbewussten.

Stets bedarf die gesellschaftlich-öffentliche Instituierung des unerbittlichen Seelengesetzes, welches im wesentlichen der weiten Provinz des Unbewussten angehört, nicht nur der sprach-gedanklichen Fassung sondern auch der sinnlich-emblematischen Darstellung. Wir Menschen wollen die Wahrheit eben auch sehen. Sie muss deshalb auch theatralisch in Szene gesetzt werden (Legendre, 1998, 79).

Stets muss die Aussage der öffentlichen Repräsentation des absolut Verbindlichen angesichts der historisch sich ständig verändernden Sachlagen in einem fortlaufenden interpretatorischen Prozess mit den Gegebenheiten der jeweiligen Gegenwart zur Abstimmung gebracht werden. Die unvermeidliche Unschärfe und Mehrdeutigkeit der Repräsentation entspricht dem dunklen und schattenhaften Charakter der repräsentierten unbewussten Gesetzlichkeit und zwingt zur ihrer dauernden Konkretisierung.



Stets schließlich bleibt die gesellschaftliche Inszenierung des oedipalen Verbots ebenso wie seine individuelle Ausprägung als Ausdruck der Unerbittlichkeit der zugrunde liegenden Struktur an die absolute Referenz gebunden.

Der volle Gewinn der Einhaltung des oedipalen Gesetzes ergibt sich danach erst aus dem Zusammenspiel von kollektiv-staatlicher und individuell-persönlicher Verkörperung dieser Gesetzmäßigkeit. Es ist evident, dass großer Schaden entsteht, wenn dieses Zusammenwirken auf der einen oder anderen Seite außer Kraft gesetzt wird.

Im Falle des Dramas des Oedipus erleben wir zu Anfang das Versagen der maßgeblichen staatlichen Instanz, des Königs, mit seinen verheerenden Folgen.

Jeder Verstoß gegen das väterliche Gesetz hat schwerwiegende Folgen entweder für das Gemeinwesen oder für den Einzelnen. Dabei ist es im Prinzip gleichgültig, worauf der Ungehorsam gegenüber dem Gesetz beruht, etwa auf dem Verharren im narzisstisch-mütterlichen Universum aus Angst oder Bequemlichkeit, auf dem Fehlen einer väterlichen Autorität zur rechten Zeit oder auf der Auswirkung von Störungen schon des praeoedipalen Feldes. Die Mutterfixierung des Oedipus als Folge frühen mütterlichen Missbrauchs fügt sich so dem allgemeinen Muster des Regelverstoßes und seiner Ursachen erst einmal ein. Die Besonderheit der Situation des Oedipus ergibt sich aus seiner schwerwiegenden schicksalhaften Störung im Kleinkindalter und aus der sich daraus ergebenden fast nicht zu bewältigenden Schwierigkeit, sich dieser Grundstörung mitsamt ihrer Auswirkungen bewusst zu werden und sie so weit wie möglich zu beheben.

---

Oedipus geht den ihm auferlegten Weg der Selbsterkenntnis und der Befreiung wie jeder, der sich ernsthaft auf dieser Bahn bewegt, unter dem Einfluss unbewusster Kräfte voller Hingabe aber auch mit großem Widerstreben, voller Wahrheitsliebe aber auch der Fehleinschätzung und der Illusion bereitwillig Raum bietend und voller Mut, dem die Angst nicht fremd ist. Mit dieser Haltung hat sich Oedipus zuvor schon wie gezeigt des sphingischen mütterlichen Introjekts entledigt und insofern einen wesentlichen Schritt zur Aufhellung seines Schicksals getan.

Wie nun erlebt Oedipus unter dem Aspekt der weiteren Aufklärung seines Geschicks die Pest und das Elend seines Volkes? Ist ihm der Zusammenhang dieses Geschehens mit seiner Person in irgendeiner Form gegenwärtig? Man muss diese Frage verneinen.

Zwar spricht er in der Erwiderung auf das Hilfs- und Schutzbegehren des Volkes von Krankheit und Kranksein (K.Oe. 59-61, Übersetzung Turkheim; man vgl. auch K.Oe. 303):

„... weiß es nur zu wohl!

Krank seid ihr alle. Doch wie krank auch immer, glaubt,

So krank wie ich ist euer keiner...“

Man wird in diesen Texten aber keine wie auch immer geartete Einsicht in das eigene persönliche Elend, dessen Ursächlichkeit für das Unglück des Volkes und die ihm weiter gestellte Aufgabe der Selbstaufklärung erkennen können. Die (m.E. in der Übersetzung des griechischen νόσος hier richtige) Verwendung der Worte Krankheit bzw. Kranksein ist nur zu verständlich angesichts der das Land verheerenden Seuche. Und dass das Staatsoberhaupt sich wegen des Schicksals seines Landes schwere Sorgen macht, ist leicht nachvollziehbar. Die meisten anderen Übersetzungen sprechen demgegenüber von Leid bzw. Leiden.

Und doch, ein versteckter Bezug zu Person und Charakter des Oedipus kommt vielleicht dadurch zum Ausdruck, dass der Ausspruch des Oedipus, so krank wie er sei kein anderer, eine Spur seines überzogenen Narzissmus enthält und darüber hinaus der Begriff der Krankheit im Unterschied zu dem des Leides doch in vielen Fällen mit der Vorstellung der Ansteckung verknüpft ist.

Der Gedanke, dass das Unglück seiner Stadt mit seinem eigenen Ungehorsam gegenüber dem Gesetz in Zusammenhang stehen könnte, kommt ihm zu keiner Sekunde, obwohl die Unfruchtbarkeit bei Menschen, Tieren und Pflanzen und der Schwarze Tod durch die Pest als spiegelnde Strafen für die Vergehen des Oedipus angesehen werden können, mit der Mutter Kinder zu zeugen und den Vater zu töten (man vgl. van der Sterren, 1986, 70, 71).

Allerdings wird Oedipus von dem dunklen Gefühl beherrscht, dass „irgendetwas nicht stimmt“ in seinem Land und dass es eine Ursache für all das Elend geben müsse und dementsprechend einen Ausweg aus der Misere. So entsendet er Kreon, um beim Orakel Rat zu holen. Als der mit der Auskunft zurückkommt, der Mord an Laios müsse gesühnt werden, beginnt Oedipus seine rastlose Suche nach dem Täter.

Einen ersten Schritt in seinem Bemühen, den Mörder des Laios zu finden, tut Oedipus, indem er sich an sein Volk wendet und alle zur Mitwirkung an der Aufklärung des Verbrechens auffordert bei Vermeidung strenger Strafen für die Nichtanzeige des Verdächtigen. Hätte er selbst wissentlich den Täter im eigenen Haus geduldet, möge ihn ein Gott verfluchen (K.Oe. 246-251). Den Täter selbst verwünscht Oedipus, gleich ob er allein oder mit mehreren handelte: Er, der Nichtswürdige, solle ein schlimmes und elendiges Leben führen.

In diesen Verfluchungen, Verwünschungen und Drohungen, die sich in erster Linie gegen andere richten, dann aber auch eine Wendung gegen das eigene Haus nehmen, tritt schon ganz zu Beginn das schwere unbewusste Schuldgefühl des Oedipus wegen der Ermordung seines Vaters deutlich in Erscheinung.

Das ganze Ausmaß der Schuld, die Oedipus quält, wird daran ersichtlich, dass er selbst für diejenigen, die bei der Tätersuche nicht mitwirken, schlimme (und bezeichnende) Strafen von den Göttern erleidet (K.Oe. 269-272): Unfruchtbarkeit ihrer Felder und Frauen sowie Verderben und Tod ihrer selbst.

Auch über das Erwähnte hinaus verschafft sich das tiefe Schuldbewusstsein des Oedipus schon ganz zu Anfang immer wieder verräterisch aber unbemerkt Ausdruck, indem es sich als Fehlleistung und mit sonstigen Mitteln, der Verneinung, der Verleugnung oder der Verkehrung ins Gegenteil (oft schwer zu unterscheidenden sog. Abwehrmechanismen) tarnt.

So fragt Oedipus im Gespräch mit Kreon, als dieser mit dem Orakelspruch nach Theben zurückgekehrt ist, die Mörder müssten bestraft werden, den Kreon, nachdem dieser wiederrum gerade von den Räufern gesprochen hat, unvermittelt (K.Oe. 124, 125): „Wie ging denn wohl der Räuber... so weit im Frevelsinn?“ Man vgl. hierzu auch die Zeilen 292, 293.

Ein Beispiel für den Fall der Verneinung bildet die folgende Passage aus der schon erwähnten Rede des Oedipus an sein Volk: Er führt aus, da es nun so gekommen sei, dass er Laios frühere Macht übernommen habe und dessen Frau geheiratet habe, wären ihnen auch gemeinsame Kinder aufgewachsen, „wäre jenem Vaterschaft nicht fehlgeschlagen“ (K.Oe. 261, 262).

Ein weiteres Beispiel (für Verleugnung und Verkehrung ins Gegenteil) findet sich in dem unmittelbar folgenden Satz (K.Oe. 263-265), mit dem Oedipus kundtut, er mache die Suche nach dem Mörder „wie für meinen Vater“ zu seinem eigenen Kampf.

Der nächste Schritt in der Entwicklung des Geschehens besteht darin, dass der blinde Seher Teiresias, von Oedipus herbeigerufen, widerwillig und widerstrebend, letztlich von Oedipus mit der Behauptung erpresst, er, Teiresias, sei der Mörder des Laios, Stück für Stück die Wahrheit enthüllt. Zuerst schleudert er Oedipus den Satz entgegen, er selbst sei der Mörder, den er suche. Oedipus verliert jetzt zunehmend die Fassung und gerät in Wut. Daraufhin eröffnet ihm Teiresias, selbst wohl erregt, das blutschänderische Verhältnis zwischen Sohn und Mutter. Oedipus ist jetzt außer sich vor Zorn. Er vermutet hinter den Anschuldigungen des Sehers ein Ränkespiel und ein Komplott gegen den Thron zwischen Kreon und Teiresias. Als Oedipus den alten Mann verhöhnt, prophezeit dieser ihm Blindheit, Verstoßung und Untergang. (Die Blindheit enthält einen ersten Hinweis auf die Kastration).

Kreon, dem die Beschuldigung durch Oedipus zu Ohren kommt, ist schwer gekränkt und setzt sich in der direkten Auseinandersetzung mit Oedipus gegenüber dessen wütenden Vorwürfen mit einleuchtenden und vernünftigen Argumenten zur Wehr. Dennoch plant Oedipus Verbannung und Tod für Kreon und lässt von seinem Vorhaben erst auf Vorhaltungen des Chorführers und der Jokaste hin ab.

Wie sind die soeben genannten Ereignisse zu verstehen?

Zunächst einmal ist zu beobachten, dass die Eröffnungen des Teiresias Oedipus zutiefst verwirren, durcheinander bringen und erschüttern. Die Vorwürfe des Vatermords und des Inzests bringen verständlich genug die gesamte den Oedipus beherrschende unbewusste Szenerie in Bewegung. Die Schuld am Vatermord drängt den Sohn aus der inzestuösen Verbindung mit der Mutter. Diese Bewegung von der Mutter weg löst die alte massive Trennungsangst aus, welche im Zusammenwirken mit der mütterlichen Kastrationsdrohung das Ablösungsstreben des Sohnes unterbindet und ihn in eine Situation der Zerrissenheit und Verzweiflung versetzt. Diese Situation wird von ihm mit den Mitteln eines überzogenen Narzissmus unter Kontrolle gehalten, welcher sich vor allem auf die sexuelle Beziehung zur Mutter stützt.

Für die Wahrnehmung des Oedipus und seine paranoische Reaktion gegenüber Teiresias und Kreon stehen ersichtlich die Trennungsangst und die Erschütterung der zu ihrer Bewältigung eingenommenen narzisstischen Position im Vordergrund. Der Vorwurf des Komplotts gegen König und Thron spiegelt deutlich die Befürchtung wider, dass er Königreich und Herrschaft über das Land, letztlich die Königin, verlieren könne. Genaugenommen erreicht die Botschaft, wenn auch in verstellter Form, sein Bewusstsein, dass es mit seiner imposanten narzisstischen Position, die sich auf die Beziehung zur Mutter, der Königin, gründet und ihr Ausdruck gibt, ein jähes und fürchterliches Ende nehmen könnte – angesichts der seelischen Realitäten zwar eine Verkennung der Lage, aber dennoch nicht weit entfernt von der Wahrheit.

Was nun hat es mit der Tatsache auf sich, dass Oedipus gerade Teiresias und Kreon des Umsturzversuchs verdächtigt. Gewiss, angesichts der Sanktionen, die denjenigen treffen, der des Laios-Mordes überführt wird, Sanktionen, die Oedipus selber verkündet hat, liegt der Verdacht nicht ferne, dass derjenige, der eine Intrige gegen das Königshaus spinnt, sich den Vorwurf der Täterschaft am Mord zunutze macht, um seinem Ziel näher zu kommen.

Eine solche an den Realitäten des politischen Lebens orientierte Betrachtung hat einiges für sich, lässt aber die Gesetzmäßigkeiten der inneren Wirklichkeit, welche den Oedipus beherrschen, außer Acht. Unter diesem Aspekt stellen sich mehrere Fragen, etwa die, welche Rollen Teiresias und Kreon in dieser Hinsicht spielen und welche Bedeutung die von Oedipus erhobenen Vorwürfe in unserem Zusammenhang besitzen.

Man kann Teiresias als das personifizierte Gewissen des Oedipus bezeichnen (so etwa van der Sterren, 1986, 43-45). Zugleich machen sich jedoch Bedenken geltend gegenüber dieser Gleichsetzung der Funktionen des Teiresias und der der Gewissens- oder Überich-Instanz des Oedipus. Der Aufbau des Überichs bei früh missbrauchten Kindern weist eine gespaltene Struktur auf. Neben einer nahezu unbegrenzten Permissivität steht unvermittelt eine ebenso archaische brutale Härte, wie wir sie für Oedipus als Relikte des frühen mütterlichen Übergriffs feststellen mussten (vgl. Shengold, 1963, 739-741). Daneben können infolge einer glücklicheren späteren Entwicklung auch reifere und mildere Formen der Gewissensbildung existieren, wie sich für Oedipus nachweisen lässt. Teiresias steht nun ganz gewiss nicht für das harte frühe mütterlich geprägte Überich, sondern ist als weiser Seher mit den Eigenarten des menschlichen Seelenlebens aus langer Erfahrung vertraut und steht auf Seiten der Ordnung der menschlichen Dinge durch das väterliche Gesetz. So heißt es im Text (K.Oe. 284-286) mit den Worten des Chorführers:

„Dem Herren Phoibos kommt, ich weiß, als Sehender  
der Herr Teiresias am nächsten: forschte man  
bei ihm, Herr, nach, erführe man wohl Sicherstes“

und Oedipus lässt sich kurz danach an Teiresias gewendet wie folgt vernehmen (K.Oe. 300-301):

„O du, der alles schaut, Teiresias, Lehrbares,  
Unsagbares, das Himmlische, das Irdische!“

Teiresias ist danach eine Personifikation der entwickelten und reiferen Anteile der normativen Innenausstattung des Oedipus. Es besteht insoweit also lediglich eine Teilidentität zwischen den beiden. Auf der anderen Seite kann nicht bezweifelt werden, dass Teiresias wirklich eine gewisse Identität mit Oedipus aufweist, es also nicht als zu weit hergeholt erscheint, ihn – bei aller Wirklichkeit seiner äußeren menschlichen Existenz – auch als Repräsentanten des wahren Gewissens des Oedipus anzusehen (so van der Sterren, 1986, 44). Teiresias selbst identifiziert sich weitgehend mit Oedipus (wie ein guter Analytiker), wenn er, dessen Anliegen widerstrebend, sagt (K.Oe. 320, 321):

„Entlass nach Haus mich! Denn du trägst am leichtesten  
dein Teil und ich das meine, wenn du auf mich hörst.“

Kurze Zeit später, nachdem Oedipus weiter in ihn dringt, sagt Teiresias (K.Oe. 332, 333):

„Ich will mir selbst und dir nicht wehetun. Warum  
forschst du vergebens nach? Von mir erfährst du's nicht.“

Was die Rolle des Kreon im Hinblick auf die Darstellung der seelischen Realität des Oedipus angeht, so gilt weithin der Bedeutung des Teiresias Analoges. Wir haben gesehen, dass Kreon für Oedipus bei dessen Befreiung von der Sphinx die Bedeutung des gerechten und verlässlichen väterlichen Begleiters besitzt. Er entfaltet in dieser Funktion, weil solche Begleitung in der Innenwelt des sich Entwickelnden ihren Niederschlag findet, entscheidende Wirkung für den Aufbau einer erwachsenen, realitätsorientierten und insoweit vernünftigen Gewissensinstanz auf Seiten des Oedipus. Insofern ist Kreon der Außendarsteller des Überichs des Oedipus in seiner entwickelten Form. Auch Kreon selbst – in der Auseinandersetzung mit Oedipus – zeigt deutliche Zeichen einer zumindest partiellen Identifikation mit Oedipus, wenn er nach dem Hinweis, dass letzterer mit seiner, Kreons, Schwester verheiratet sei, (fast im Geiste der Lacanschen Psychoanalyse) fragt (K.Oe. 581): „Und steh' ich nun als Dritter nicht euch beiden gleich?“ Auch unabhängig von seiner Funktion als Außenrepräsentant des Gewissens des Oedipus zeigt sich Kreon in der Gegenwart als ein real existierender an Vernunft und Gerechtigkeit orientierter Mensch, als welchen ihn insbesondere seine Verteidigungsrede gegenüber der Beschuldigung des Oedipus ausweist (K.Oe. 583-615).

In der Sache erweisen sich beide, Teiresias und Kreon zusammen, als Personifikationen des erwachsenen väterlich geprägten Gewissens des Oedipus, wie der an sie beide gemeinsam gerichtete Vorwurf der Verschwörung verrät. Den Altersunterschied zwischen beiden kann man vielleicht als Hinweis darauf verstehen, dass Teiresias noch die alte mit Laios zusammenhängende Vaterimago und die von diesem ausgehende vergeltende Kastrationsdrohung vertritt, während Kreon, gleichfalls die väterliche Anforderung vertretend, zeigt, dass der sanktionierte Trennungsbefehl des Vaters auch in der Gegenwart fortbesteht. Teiresias als der weitaus Ältere und als weise bekannte Seher ist als Sprachrohr ausersehen, den entsetzlichen weiteren Weg des Oedipus vorherzusagen, eine Vorhersage, deren zwangsläufige Erfüllung aus den längst festgelegten unbewussten Strukturen des Oedipus folgt.

Das eigene väterlich geprägte Gewissen des Oedipus zeigt ihm in der Form der Prophezeiung des Teiresias also den unvermeidlichen Gang seiner künftigen Entwicklung, wie sie sich aus dem schließlichen Aufbrechen der Fesseln seiner Gefangenschaft ergibt, in der er einstweilen noch – gezwungenermaßen – verharret.

Was nun hat es mit den Vorwürfen auf sich, die Oedipus gegen Teiresias und Kreon erhebt?

Wir hatten bereits gesehen, dass Oedipus die Aussagen des Teiresias ganz im Sinne politischer Realitäten missdeutet, ihren Wahrheitsgehalt dabei aber nicht gänzlich verfehlt. Wir beobachten bei ihm eine Verkennung seiner wahren Situation, die auf einem Kräftespiel beruht, das ihm den Anblick der vollständigen Wahrheit verwehrt. Wie das Überich ist auch die Ich-Instanz des Oedipus gespalten, wie sich zeigen wird.

Woher stammen die Kräfte, die Oedipus bewegen, Teiresias und Kreon des Verrats und des Komplotts gegen das Königshaus zu bezichtigen?

Ihre äußere Ursache haben diese Ausfälle des Oedipus in den Eröffnungen und Prophezeiungen des Teiresias, die „politisch“ verstanden (und missverstanden) durchaus als Hinweise auf den Verlust des Throns aufgefasst werden können, wie Oedipus es tut.

Ihren tiefenpsychologischen Ursprung haben die feindseligen Attacken des Oedipus gegen Teiresias und Kreon in den tiefgreifenden Erschütterungen, welche die Weissagungen des Sehers, verstanden als Mitteilungen der väterlich geprägten Gewissensinstanz, im seelischen Gefüge des Angesprochenen auslösen. Die Prophezeiung des Teiresias (: Verlust der Königswürde, Verlust der Herrschaft über das Land und Verlust der Königin, der er alles verdankt, als Folgen von Vatermord und Inzest mit der Mutter) rühren an das ursprüngliche Trauma des Oedipus, das Grauen des frühkindlichen Verlassenseins, einer schweren Verletzung seines Bedürfnisses nach Geborgenheit, letztlich an seine tiefe narzisstische Verwundung.

Gegen diese Verletzung setzt sich Oedipus wie geschildert seit langem aber undurchschaut in hochaggressiver Weise zur Wehr, wird aber durch die brutale Kastrationsdrohung der internalisierten Mutter in die Schranken gewiesen; eine Bedrohung, gegen die er mit den Mitteln einer defensiven Sexualität ein fragiles narzisstisches Gleichgewicht aufrechtzuerhalten versucht.

Die Eröffnungen des Teiresias nun aktualisieren die alten traumatischen Erfahrungen des Oedipus und versetzen seinem mühsam austarierten Kräftesystem einen zusätzlichen aggressiven Schub, der eine verschärfte mütterliche Reaktion zur Folge hat. Diese erhöhte Bedrohung durch die mütterliche Instanz führt zu einer Erschütterung des ohnehin prekären narzisstischen Gleichgewichts, welche sich für sein Bewusstsein als Gefährdung seiner Königsmacht durch Teiresias und Kreon darstellt. Seine Feindseligkeit gegen beide ist danach als eine Reaktion auf diese Erschütterung seines narzisstischen Selbstbildes durch die Instanz des Vaters zu verstehen.

Im übrigen bleibt die Macht der Mutter in der äußeren Welt wie im internen Kräftespiel des Oedipus – einstweilen noch – ungebrochen und seinem Bewusstsein nicht zugänglich. Oedipus fügt sich ihr, auch weil er sie liebt. Ganz deutlich wird das, als Oedipus schon kurz nach der Auseinandersetzung mit Kreon auf Bitten Jokastes von seinem Vorhaben, Kreon töten zu lassen, Abstand nimmt (K.Oe. 669, 670).

Die nächste Szene des Dramas hat ihren Schwerpunkt darin, dass Jokaste Oedipus davon abzubringen versucht, den Weissagungen der Orakel und den Sehersprüchen irgendeine Bedeutung beizumessen. Die Zweifel, Skrupel und Schuldgefühle des Oedipus lassen sich jedoch nicht zerstreuen.

Das Ganze beginnt damit, dass Jokaste Oedipus fragt, was eigentlich der Grund seines Streits mit Kreon und Teiresias gewesen sei. Als Oedipus ihr seine Sicht der Dinge nennt, ermahnt sie ihn, sich von Sehersprüchen fernzuhalten. Zur Begründung führt sie die dem Laios zuteil gewordene Prophezeiung an, er werde von der Hand des eigenen Sohnes sterben. Dies sei offenkundig nicht der Fall, der Sohn sei, als Kleinkind ausgesetzt, im Gebirge umgekommen und Laios an einem Dreiweg einer Räuberbande zum Opfer gefallen.

Oedipus gerät durch die Erwähnung des Dreiwegs in Unruhe und fragt weiter nach: Wo genau liegt diese Wegegabelung? Wann geschah die Tat? Wie sah Laios aus? Zog er allein oder in Begleitung seines Wegs? Gab es einen oder mehrere Täter? Die Antworten Jokastes versetzen Oedipus zunehmend in Angst und Schrecken. Es stellt sich auch heraus, dass es einen Überlebenden der Geschehnisse an der Wegegabelung gibt, einen Diener des Laios. Oedipus bittet, ihn schnell herbeizuholen. Als Jokaste fragt, warum er nach dem Diener verlange und was ihn überhaupt so schwer bedränge und bedrücke, offenbart ihr Oedipus seine bisherige Geschichte bis zum Zusammentreffen mit dem Gespann am Dreiweg und lässt auch das ihm zuteil gewordene Orakel des Apoll nicht unerwähnt. Oedipus spürt, wie die Schlinge der Schuld an der Ermordung des Laios sich immer enger um ihn zusammenzieht, und verflucht sich selbst für den Fall, dass Laios irgendetwas mit dem Opfer seiner Tat am Dreiweg zu tun hat. Es bleibt ihm so nur die Aussage des alten Dieners als letzte Hoffnung, der, wie Jokaste bestätigt, von einer Räuberbande gesprochen hat.

In der uns beschäftigenden Szene erleben wir die verwegene Jokaste in ihrer ganzen Verschlagenheit und Verlogenheit. Ist ihr jedoch von Anfang an klar, dass Oedipus ihr Sohn ist, und aufgrund des an Laios ergangenen Orakelspruchs und wegen anderer mehr als deutlicher Indizien auch bewusst, dass ihr Sohn der Mörder des Laios ist. Sie hat also jeden Grund, Oedipus von der Bedeutungslosigkeit von Weissagungen aller Art zu überreden, nicht nur, weil sie das menschliche Unbewusste und seine Signale generell missachtet, sondern auch, weil sie die Konfrontation mit dem Schuldgefühl des Sohnes vermeiden will, das sie nebst seiner Ursachen kennt und dessen mögliche Konsequenzen sie fürchtet (vgl. van der Sterren, 1986, 49). Ihr unterlaufen allerdings bei ihren Ablenkungs- und Beschwichtigungsversuchen eklatante „Fehler“. Nicht nur spricht sie gleich zu Anfang von den Fußfesseln des kleinen Kindes, sondern auch – folgenreicher – von dem Dreiweg als dem Ort des Mordes. Damit erreicht sie – entgegen ihrer Intention – eine Steigerung des schlechten Gewissens des Oedipus.

Betrachtet man Jokaste zugleich als Manifestation eines Teils der das Seelenleben des Oedipus bestimmenden Kräfte (in der Form des grausamen frühen Mutterintrojekts), wie wir es von unseren Voraussetzungen her tun müssen, so wird deutlich, dass mit dem Aufgreifen des möglicherweise beiläufig hingeworfenen Wortes „Dreiweg“ durch den Sohn dessen Schuldgefühl sich meldet und gleichzeitig in ihm eine Gegenstimme in dem Sinne laut wird, es bestehe kein Grund zur Beunruhigung (tatsächlich meldet sich das Unbewusste nicht selten in Beiläufigkeiten und trifft auf entsprechenden Widerstand).

Vielleicht darf man auch annehmen, dass durch die Erwähnung des (oral-sexuell konnotierten) „Dreiwegs“ seitens der Jokaste auch ein tieferer Hinweis auf sein Unglück, den Inzest mit der Mutter, das Bewusstsein des Oedipus in dunkler Ahnung erreicht und bei ihm innere Bewegungen auslöst, die seinen seelischen Strukturen folgen. Für diese Annahme würde die Tatsache sprechen, dass Oedipus in dem alsbald folgenden Bericht über seinen Lebensweg gegenüber Jokaste auch den Orakelspruch zu Delphi erwähnt, er müsse seine Mutter heiraten und werde seinen Vater töten. Die Frage der Schuld am Laios-Mord freilich steht im Augenblick absolut im Vordergrund des Geschehens.

Das immer verzweiflungsvoller geäußerte Schuldgefühl des Oedipus kommt im unmittelbaren Anschluss an die Beantwortung der oben genannten Fragen nach genauer Lage des Tatorts und nach dem Zeitpunkt der Tat durch Jokaste zum Ausdruck, wenn Oedipus ausruft (K.Oe. 738; Übersetzung Buschor): „O Zeus, was hast du über mich verhängt!“ Und sofort nach der Beschreibung der äußeren Erscheinung des Laios bricht Oedipus in die Klage aus (K.Oe. 744, 745):

„Weh mir! Es scheint, ich habe selbst soeben mich  
in grauenhaften Fluch verstrickt und weiß es nicht.“

Jammer ergreift ihn (K.Oe. 747): „Die Ahnung schreckt mich, dass der Seher sehend war.“

Schließlich treibt ihn sein Schuldgefühl, nachdem ihm die Zahl der Begleiter des Laios genannt wird, zu dem verzweifelten Ausruf (K.Oe. 754; Übersetzung Buschor): „O wehe, schon ist alles sonnenklar!“ Besonders deutlich tritt das Schuldgefühl des Oedipus in dem Bericht über sein bisheriges Leben an Jokaste hervor, wenn er erkennt, dass für den Fall, dass Laios mit dem von ihm erschlagenen Mann etwas zu tun habe, niemand unglückseliger und gottverhasster als er selber sei und dass er selbst den Fluch über sich verhängt habe (K.Oe. 813-819). Auch ist der Inhalt seiner Selbstverfluchung bezeichnend. Er sagt (K. Oe. 831-833; Übersetzung Buschor):

„Löscht mich aus,  
Rafft mich vom Menschenreich hinweg, bevor  
Ein solches Schandmal ewig mich befleckt.“

Wieder geht es, wenn auch vorerst hypothetisch, um die selbstverhängten (spiegelnden) Strafen für Mord und Inzest.

Nach all diesen ihn belastenden Umständen richtet sich die letzte Hoffnung des Oedipus auf die Aussage des Dieners, der seinerzeit Augenzeuge des Tatgeschehens war und der Jokaste gegenüber und auch öffentlich von einer Räuberbande, also einer Mehrheit von Tätern, gesprochen hat. Jokaste verspricht, den Diener herbeiholen zu lassen, nicht ohne nochmals hervorzuheben, dass selbst, wenn der Diener nicht bei seiner Aussage bleibe, den Seherworten hinsichtlich des Laios-Mörders keinerlei Bedeutung zukomme.

Unmittelbar anschließend erhebt der Chor, der als Ältestenrat das Volk repräsentiert, seine Stimme. Er beschwört die ewige Gültigkeit des Gesetzes, das der Vater auf dem Olymp erschuf, kein Sterblicher. Demjenigen, der in Übermut und Hybris gegen seine Ordnung verstößt, sagt er den Sturz ins Verhängnis voraus. Er fragt (K.Oe. 895, 896):

„Denn wenn solche Handlungen in Ehren stehen,  
was soll dann mein Wehtanz?“

und fleht zu Zeus, dass die Gültigkeit des Gesetzes deutlich vor aller Augen öffentlich beglaubigt werde und dass der alte an Laios gerichtete Orakelspruch nicht als entkräftet abgetan werden dürfe.

Es ist deutlich, dass die Äußerungen des Chores in erster Linie auf die Verbrechen der Jokaste gemünzt sind. Zugleich wird die alte Regel bestätigt, dass die Allgemeingültigkeit des väterlichen Gesetzes gerade am Fall seiner Übertretung und deren Folgen öffentlich in Szene gesetzt werden muss, – ein Gedanke, der für die hier vorgelegte Deutung zentral ist.

Im Zentrum der nächsten bedeutsamen Szene steht die Figur des Boten aus Korinth, der zunächst die Nachricht überbringt, dass Polybos gestorben sei. Kurz danach stellt er Oedipus gegenüber klar, dass Polybos nicht sein leiblicher Vater ist und Merope nicht seine Mutter. Schließlich berichtet er auf Befragen des Oedipus, dass er selbst einst, mit den Herden des Polybos im Kithairon unterwegs, ihn als Kleinkind aus der Hand eines fremden Hirten, wohl eines Knechts des Laios, übernommen und dem König Polybos übergeben habe. Es scheint, als wenn es sich bei diesem Knecht um keinen anderen handelt als den Diener, den Oedipus schon herbeizuholen befohlen hat.

Jokaste wird durch die Entwicklung des Geschehens zusehends in Unruhe und Erregung versetzt und versucht mit allen Mitteln, Oedipus von weiterer Nachforschung nach seiner Herkunft abzuhalten. Vergebens, verzweifelt stürzt sie davon.

Ganz zu Beginn der Szene erleben wir Jokaste, wie sie, Opfergaben für die Götter in Händen haltend, Apoll als den Gott des Lichts anfleht, für „eine reinigende Lösung“ (K.Oe. 921) zu sorgen; Oedipus steigere sich maßlos in Qualen aller Art und auch ihr Zuspruch richte nichts mehr aus.

Jokaste zeigt sich hier ihrer Natur entsprechend in erschreckender Weise unverfroren und blasphemisch, wenn ausgerechnet sie, die beständig die Bemühungen Oedipus' um Aufklärung (zunächst seiner etwaigen Beteiligung am Laios-Mord, später seiner Abstammung) behindert und hintertreibt, die Hilfe Apolls als des Gottes der Wahrheit und Klarheit herbeiwünscht.

Während Jokaste noch das Standbild Apolls schmückt, tritt der Bote aus Korinth auf, der die Nachricht vom Tode des Polybos überbringt. Jokaste triumphiert. Des Oedipus schlechtes Gewissen indes lässt sich nicht so einfach beschwichtigen. Er fragt auf die Nachricht hin, dass Polybos verstorben sei (K.Oe. 960): „Durch Mordtat etwa? Oder raffte Krankheit ihn?“ Doch kurz danach zeigt selbst er sich überzeugt, dass die Sehersprüche und Orakel nichts wert seien, wenngleich auch sein Schuldgefühl in Form von Zweifeln sich meldet, wenn er sagt (K.Oe. 969, 970):

„...– wenn nicht vor Sehnsucht er nach mir  
vielleicht verschied: dann freilich wär' er tot durch mich.“

Im Folgenden bleibt Oedipus vor allem wegen des Orakelspruchs von einst gepeinigt, er müsse seiner Mutter sich vermischen. Doch auch von dieser Angst kann der Bote aus Korinth ihn für den Augenblick befreien durch die Eröffnung, dass er mit Polybos nicht blutsverwandt sei.

Nun, das Verhängnis nimmt weiter seinen Lauf: Die Beseitigung der einen Furcht schafft Raum für eine neue.

Wenn Polybos und Merope nicht seine Eltern sind, wer sind dann Vater und Mutter? Diese Frage beschäftigt von jetzt an den Oedipus. Sie bricht auf, als der Bote aus Korinth berichtet, er, als Hirte der Herden des Polybos tätig, habe ihn im Kithairon von einem anderen Hirten übernommen, wohl einem von Laios Leuten. Sofort will Oedipus diesen zu Gesicht bekommen.

Ausdrücklich wird die Frage nach den Eltern von Oedipus gestellt, als der Bote sich als sein Retter zu jener Zeit darstellt, in diesem Zusammenhang auf die durchbohrten Füße des Oedipus verweist, die er damals von ihren Fesseln befreite, und hinzufügt (K.Oe. 1036): „Nach diesem Umstand hieß man dich den – der du bist.“ Oedipus fragt sofort (K.Oe. 1037): „Wer? Mutter oder Vater? Bei den Göttern, sprich!“



Vielleicht ist hier eine andere Übersetzung derselben Zeile (Buschor) aussagekräftiger, wo es heißt: „Von welchem Vater, welcher Mutter? Sprich!“ In jedem Falle findet hier die Mutter, wenn auch gleichzeitig und alternativ mit dem Vater genannt, als Objekt der Nachforschungen des Oedipus erstmalige Erwähnung. Für die oberflächliche Betrachtung geht es bei der Frage des Oedipus nur um den Autor der Namensgebung. Dafür, dass die Dinge in Wirklichkeit anders liegen und die Frage eher dem Verursacher der Verletzung gilt und damit ein Auslöser der den Oedipus beherrschenden unbewussten Dynamik ist, die sich jetzt in Richtung auf Aufklärung und Veränderung der Beziehung zur Mutter in Bewegung setzt, sprechen mehrere Umstände.

Einmal der unmittelbare Zusammenhang der Frage mit der Erwähnung der Verletzung der Füße, sodann die wirklich merkwürdige und in der wörtlichen Übersetzung zutreffende Formulierung in Zeile 1036: „Nach diesem Umstand hieß man dich den – der du bist“. Hier scheint doch zumindest die existenzielle Dimension der Benennung durch. Schließlich enthält Zeile 1035 einen versteckten Hinweis auf den mütterlichen Missbrauch, die Beschämung und Schändung des Kindes, wo es heißt: „Welch schönen Schandfleck bracht' ich aus den Windeln mit.“

Auch ist es hier vielleicht von Interesse, dass in den heutigen Analysen, wenn eine Bedrohung durch Vater oder Mutter in Rede steht, die Patienten so lange es irgend geht die Mutter verschonen wollen, deren Schutz unverzichtbar erscheint (Shengold, 1963, 730; Trimborn, 2011, 31-64 und 65-86). Dass Oedipus bei seiner Frage: „Wer? Mutter oder Vater?...“ die Mutter in den Vordergrund schiebt, mag als weiteres Indiz dafür dienen, dass fortan die Figur der Mutter im Fokus der Seelenarbeit des Oedipus steht. (Man vgl. allerdings die insofern falsche Übersetzung Buschors in Zeile 1037).

Dass Oedipus gerade jetzt beginnt, seine Aufmerksamkeit der Beziehung zur Mutter zuzuwenden, verwundert wenig, haben sich doch seine Bemühungen um Aufklärung des Mordes an Laios fast zur bewussten Überzeugung von seiner eigenen Täterschaft verdichtet und die entsprechenden Schuldgefühle schon hervorgerufen. Für die unbewusste Seite seiner Existenz dürfen wir davon ausgehen, dass Schuld und Strafangst infolge des Vaternords inzwischen stark genug geworden sind, um ihre auf Trennung von der Mutter hinwirkende Kraft voll zu entfalten. Für das Bewusstsein des Oedipus freilich steht vorerst die Frage danach im Vordergrund, wer seine Mutter ist.

Um eine Antwort auf diese Frage zu bekommen, forscht Oedipus der Person des Hirten nach, aus dessen Hand der Bote aus Korinth das Kind empfangen hat. Als bald stellt sich heraus, dass es sich hier um keinen anderen handeln kann als den Diener, den Oedipus herbeizubringen schon befohlen hat.

---

An dieser Stelle, einem Wendepunkt, an dem es fortan darum geht, dass Oedipus sich mit der Dynamik seiner Beziehung zur Mutter auseinandersetzt, vergegenwärtigen wir uns noch einmal kurz die Mechanik der den Oedipus nach Besiegung der Sphinx beherrschenden unbewussten Kräfte, die ihn in eine unerträgliche Blockade seines inneren Lebens getrieben haben. Oedipus trachtet, diese quälende und verzweiflungsvolle Patt-Situation mit allen Mitteln aufzubrechen, wobei ihm sein starker erotischer Antrieb zustattenkommt. An der Oberfläche freilich erscheint diese besondere erotische Kraft des Oedipus als unerbittlicher Aufklärungs- und Erkenntniswille, – auch dem Oedipus selbst.

Der immer größer werdende (z. T. auch bewusste) Schulddruck, der auf Oedipus wegen des Vaternords lastet, setzt bei ihm Impulse in Gang, welche in die Richtung der Trennung von der Mutter wirken. Diese Impulse besitzen neben einem libidinös-konstruktiven Charakter auch Züge feindselig-destruktiver Art vor allem deshalb, weil der Trennungsbefehl das alte kindliche Grauen des

verfrühten Alleingelassenwerdens wieder lebendig werden lässt, die Folge des mütterlichen Missbrauchs. Diese Impulse werden einstweilen im Zaum gehalten durch die Kräfte, welche die Trennungsangst selbst bereitstellt, noch mehr aber durch die ängstigende Kastrationsdrohung der Mutter, welche die Trennung unmöglich machen soll. Die angstbedingte Selbsthemmung des Oedipus wird überdies durch Schuldgefühle unterschiedlicher Herkunft verstärkt. Ursache dieser Schuld ist vor allem die doppelte Liebe des Oedipus, die zur Mutter und die zur Frau, die sich mit Wut und Hass auf dieselbe Person nicht verträgt. Hinzu tritt die Schuld dem Vater gegenüber. All dies führt zu einem verzweiflungsvollen Knäuel einander widerstreitender Affekte, welches für den Moment noch mit den Mitteln eines sexuell abgestützten überbordenden Narzissmus kontrolliert wird, bei gegebenen Anlass aber nur in explosiver Weise entwirrt werden kann. Eine Explosion, die sich durch das allmähliche Zutagetreten der bis dato unbewussten Kräfte ankündigt und auch alte Versuche, das Unglück zu bewältigen, wieder regressiv in Tätigkeit setzt.

Betrachten wir nun die Szene, die zeigt, dass die bislang gefesselten Kräfte des Oedipus sich in Bewegung setzen, um schließlich zu einer weitgehenden Änderung seiner inneren Struktur zu führen. Im Folgenden übernehmen wir einige Zeilen des Dramas wörtlich, weil so am besten gezeigt werden kann, dass wir es hier wirklich mit dem entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklung des Dramas zu tun haben; einem Umbruch, der anhand sich ändernder äußerer Umstände seine Darstellung findet, der im Kern aber den anfangs allmählichen, dann aber sich beschleunigenden Zerfall des prekären inneren Kräftegleichgewichts bei Oedipus vor Augen führt.

Die zitierte Passage (K.Oe. 1054-1085) wird eingeleitet durch eine Äußerung des Chorführers, dass der besagte Hirte des Laios, der das Kind einstens an den (jetzigen) Boten aus Korinth weitergegeben hat, seiner Meinung nach eben der sei, den Oedipus herbeizuschaffen schon angeordnet habe; doch am ehesten wisse wohl Jokaste darüber Bescheid.

Daraufhin wendet sich Oedipus an seine Frau:

- |      |    |  |
|------|----|--|
| 1055 | Oi | „Frau, glaubst du, jener, dem wir eben noch hierher zu kommen aufgetragen, sei der, den er meint?            |
|      | Io | Warum? Wen er auch meinte, kehre dich nicht dran und denk auch dem Gesprochenen nicht vergebens nach!        |
|      | Oi | Es kann wohl nicht geschehn, dass, Zeichen dieser Art empfangend, ich nicht meine Herkunft bring' ans Licht. |
| 1060 | Io | Nein, bei den Göttern! Wenn dein Leben irgend lieb dir ist, geh dem nicht nach! Ich leide schon genug.       |
|      | Oi | Getrost! Zeigt' ich mich von der dritten Mutter her dreifach als Sklave: du erscheinst drum nicht gering.    |
|      | Io | Und dennoch hör auf mich, ich flehe: tu nicht dies!  |
| 1065 | Oi | Ich mag nicht hören, dass ich's nicht ergründen soll!  |
|      | Io | Und doch, ich mein' es gut: das Beste rat' ich dir.  |
|      | Oi | „Das Beste“! Das, wahrhaftig, peinigt mich schon längst!   |
|      | Io | Unseliger! Erführst du niemals wer du bist!  |
|      | Oi | Geht einer nun und schafft den Hirten mir herbei?  |
| 1070 | Io | Sie aber laßt sich ihrer reichen Herkunft freun!   |
|      | Io | Weh dir, du Unglückseliger! Dies allein noch hab' ich dir zu sagen, andres nimmermehr fortan.                |

*Sie geht hinein*

- Chf    Warum ist sie gegangen, Oidipus, – gejagt  
von wildem Herzeleid, die Frau? Ich fürchte, dass  
1075    aus diesem Schweigen Schlimmes noch aufbrechen wird.
- Oi    Es breche auf, was immer mag! Ich aber will,  
und sei er auch gering, nun meinen Ursprung sehn.  
Sie mag vielleicht – als Frau ist sie ja stolz gesinnt –  
sich schämen wegen meiner niedren Abstammung.  
1080    Ich aber, der ich mich als der Glücksgöttin Sohn,  
der gabenreichen, schätze, werde nicht entehrt.  
Von dieser Mutter stamm' ich ab: die Monde, die  
mit mir geboren, ließen klein und groß mich sein.  
Bei solcher Herkunft könnt' ich mich wohl kaum noch je  
1085    so ändern, dass ich meine Geburt nicht wissen darf.“

Was zuallererst auffällt sind die gegen die Mutter gerichteten Affekte von Feindseligkeit und Hass des Oedipus, denen gegenüber seine erotisch-sexuelle Bindung an sie völlig zurücktritt. Er lässt sich durch alles Flehen und Bitten der Jokaste in keiner Weise von seinem Streben nach Aufklärung seiner Herkunft abbringen (K.Oe. 1058, 1059; 1062, 1063; 1065; 1067; 1069, 1070; 1076-1079). Besonders gleichgültig, ja unbarmherzig zeigt sich Oedipus Jokaste gegenüber, als er sich, nachdem sie sich voller Schmerz und ohne ein weiteres Wort in den Palast zurückgezogen hat, auch durch die düsteren Vorahnungen des Chorführers, der Schlimmes befürchtet, nicht beeindruckt lässt (K.Oe. 1076-1085). Diese Mitleidlosigkeit und Feindseligkeit werden wie dargestellt durch das Grauen des frühkindlichen Verlassenseins, mit dem ihn der Impuls zur Trennung von der Mutter konfrontiert, ausgelöst. Ihr Ziel haben diese feindseligen Affekte letztlich in der Beseitigung (hier auch im wörtlichen Sinne gemeint) und Auslöschung der Mutter. – In diesem Zusammenhang darf vielleicht an die Version des Delphischen Orakels erinnert werden, in der es heißt, Oedipus werde seine Eltern töten (K.Oe. 1176). Allerdings kann die Übersetzung des griechischen Textes zugleich auch lauten, seine Eltern würden ihn töten (hierzu auch van der Sterren, 1986, 89, 90). –

Bislang wurden Hass und Feindseligkeit (wie beschrieben) durch die Macht der Mutter in Schach gehalten. Die resultierenden Gefühle von Angst und Schuld wurden ebenso wie eine tiefe Verzweiflung bisher immer wieder mit den Mitteln der Sexualität und des Narzissmus überspielt und beschwichtigt.

Jetzt aber zeigt die Abwehrbastion der (äußeren wie der inneren) Mutter Risse und gerät ins Wanken. Die mütterliche Blockade der Antriebe des Oedipus, die mit der Drohung des Alleinlassens und der Kastration des Sohnes arbeitet, bricht jedoch nicht zusammen, sondern besteht einstweilen weiter. Gleichwohl ist zu beobachten, wie die den Oedipus weithin unbewusst beherrschende Mechanik zunehmend in Bewegung gerät. Deutlich lässt sich das an der unerbittlichen Beharrlichkeit ablesen, mit der Oedipus die Aufklärung seiner Herkunft betreibt, einer Verbissenheit, der gegenüber Bitten und Flehen der Jokaste nichts mehr auszurichten vermögen.

Die Erschütterung des seelischen Gleichgewichts des Oedipus findet ihren deutlichen Ausdruck in dem Brüchigwerden des fragilen sexualitätsgestützten Narzissmus, der den Schlusspunkt – wenn man so sagen darf – in der Kausalkette bildet, welche mit seinem hochaggressiven Trennungs- und Beseitigungsstreben gegenüber der Mutter ihren Anfang nimmt. Es ist hier eine gewisse Parallele zur

Reaktion des Oedipus auf die Eröffnungen des Teiresias zu beobachten, welche gleichfalls aus der Erschütterung der gewissermaßen „letzten“ narzisstischen Schutzmaßnahme des Sohnes gegenüber der übermächtigen Mutter und der Angst vor ihr verstanden wurde. Die Erschütterung des narzisstischen Systems des Oedipus im vorliegenden Fall allerdings geht tiefer, wie schon daran zu erkennen ist, dass sie sich nicht mehr ruhig stellen lässt sondern im Gegenteil mit der Zeit zunimmt, wie zu zeigen bleibt. Ein Grund hierfür liegt im Nachlassen der erotisch-libidinösen Kräfte des Oedipus, die seinem Furor gegenüber Jokaste nicht mehr gewachsen sind.

Die Risse in der ohnehin nur mühsam aufrechterhaltenen narzisstischen Position werden in den Zeilen 1062, 1063 und 1078, 1079 besonders augenfällig, wenn Oedipus eine Sklavenstellung seiner selbst als Ergebnis seiner Nachforschungen zu seiner Herkunft für möglich hält. Er bringt einer dunklen Ahnung folgend und auch nur hypothetisch eine solch niedrige und rechtlose Stellung mit dem Standesdünkel der Jokaste in Verbindung, die sich seiner schämen würde. Es wird jedoch fühlbar, dass es unterschwellige Veränderungen seiner narzisstischen Verhältnisse gibt, die sich an der Oberfläche des Bewusstseins nur in entstellter Form zur Geltung bringen: Sie werden immerhin erwähnt. Auch wird der Zusammenhang zwischen dem grandiosen Narzissmus der Jokaste und seinem eigenen im Kern zutreffend wahrgenommen, wenn auch in den Einzelheiten missdeutet.

Die mit der Erschütterung seines narzisstischen Selbstsystems einhergehende Entwertung seiner selbst lässt sich übrigens auch als Angstphänomen wie als Folge von Verschulden auffassen.

Die ins Wanken geratende narzisstische Selbstvergewisserung des Oedipus verweist allerdings schon auf tiefer und früher liegende traumatische Verhältnisse, die alte und überlebte Abwehrformationen wieder auf den Plan rufen, wie alsbald klar wird. Insofern ist es zutreffend, wenn gesagt wird, dass bei Oedipus fortan in der Beziehung zu Jokaste oedipale und praeoedipale Züge vermischt zutage treten (Shengold, 1963, 729, 731).

Einen weiteren Hinweis darauf, dass das narzisstische System des Oedipus zu zerbrechen droht, erhalten wir kaum einen Atemzug später, nachdem Oedipus das nahe Ende seiner machtvollen Stellung (edle Abkunft, König, Gemahl der Jokaste) kurz zuvor in der Form einer immerhin formulierten Sklavenexistenz ansatzweise zu Bewusstsein kommt: Als Jokaste ihm sagt, sie habe doch mit ihrem Rat, seiner Herkunft nicht weiter nachzuforschen, nur „sein Bestes“ im Sinn, bricht es aus ihm heraus (K.Oe. 1067): „„Das Beste“! Das, wahrhaftig, peinigt mich schon längst!“ Man meint, fast körperlich die Verzweiflung zu spüren, die sich hier Bahn bricht. Die Verzweiflung hat ihre Ursache in dem Chaos einander widerstreitender Impulse überwiegend aggressiv-destruktiver Art, die bislang unter dem harten Diktat der Mutter mittels eines mächtigen Narzissmus und einer defensiven Sexualität unter Kontrolle gehalten wurden und sich nur in der Form eines latenten Ungenügens und einer dumpfen Unzufriedenheit dem Bewusstsein mitteilten. Jetzt werden diese geheime Bedrücktheit und uneingestandene Verdrossenheit zum ersten Mal der Mutter gegenüber deutlich artikuliert, obwohl sie Oedipus schon sehr lange Zeit quälten.

Einen neuen schweren Schlag erhält die Selbstgewissheit des Oedipus, als Jokaste sich mit Worten von unheilswangerer Endgültigkeit von ihm verabschiedet und sich in den Palast zurückzieht (K.Oe. 1071, 1072). Kurz zuvor hat sie noch an ihn gewandt gefleht, er möge niemals erfahren, wer er sei. Er aber hat nur den Hirten herbeizuschaffen befohlen.

Die ganze Dramatik der Situation spiegelt sich in den düsteren Vorahnungen des Chorführers wider, der fragt, warum sie fortgegangen ist, und die Befürchtung äußert, ihr Schweigen werde schlimme Folgen haben (K.Oe. 1073-1075). Er spricht damit in zweifacher Form ihr plötzliches Verschwinden an.

Oedipus zeigt sich dem ersten Anschein nach unbeeindruckt und lässt sich von der Erkundung seines Ursprungs nicht abbringen (K.Oe. 1076, 1077). Die von ihm anschließend verwendeten Worte und die in ihnen zutage tretenden Vorstellungen und Phantasien sprechen jedoch eine andere Sprache und zeigen, in welchem tiefem Maße er aufgewühlt ist. Schon der erste von Oedipus geäußerte Satz (K.Oe. 1076) ist äußerst aussagekräftig: „Es breche auf, was immer mag!“ Man kann sich wundern, dass Oedipus trotz aller seiner Wachheit und Intelligenz nicht auf den Grund von Jokastes wachsender Panik und Verzweiflung kommt. Die Antwort ist einfach: Ihr dramatischer Abgang unter den genannten Begleitumständen rührt an die frühe Verwundung des Oedipus, die enormen Verdrängungsaufwand heraufbeschwört, sich aber doch in den Worten des Oedipus verrät. Unbewusst nimmt Oedipus wahr, dass seine Mutter sich ihm abermals entzieht. Das Trauma des Imstichgelassenwerdens meldet sich, zumindest dieses.

Sofort machen sich auch die frühen Formen der Abwehr bemerkbar, zunächst die Spaltung. Das idealisierte Bild der guten fürsorglichen Mutter muss eben um jeden Preis gerettet werden, daneben steht unvermittelt die Imago der bedrohlichen und erniedrigenden Mutter, die abgespalten werden und getrennt bleiben muss. Entsprechend diesem Muster reagiert Oedipus auch jetzt. Eben noch sieht er sich entehrt durch niedrige Abstammung (Zeile 1079), doch schon im nächsten Satz schätzt er sich „als der Glücksgöttin Sohn“ (Zeile 1080). Wie schon wiederholt geschildert, ist die Spaltung des Mutterbildes geradezu ein Kennzeichen früh misshandelter oder missbrauchter Kinder (hierzu Shengold, 1963, 733, 734).

In den sich anschließenden Zeilen wird deutlich, wie sich das Phänomen der Spaltung der Mutterbeziehung in das der totalen omnipotenten Identifizierung mit der Mutter verwandelt, welches den in solches Verhältnis Gezwungenen ständig zwischen Verschmelzungsangst und Angst vor dem Mutterverlust, Sadismus und Masochismus, Überschwang und Depression hin- und her schwanken lässt. Das Bild von den zu- und abnehmenden Monden als seinen Geschwistern ist eine ebenso eindrucksvolle wie schöne Veranschaulichung dieses seelischen Wechselspiels, – von Oedipus freilich in einer euphorischen Stimmung gezeichnet.

---

Das Drama des Oedipus entwickelt sich jetzt seinem entsetzlichen Höhepunkt entgegen. Der Hirte, ein Knecht des Laios, der damals das Kind mit dem Auftrag, es zu töten, von Jokaste erhielt, erscheint auf der Bildfläche. Voller Widerstreben und in großer Angst wird er schließlich von Oedipus auch mit Drohungen dahin getrieben, den ihm von Jokaste erteilten furchtbaren Auftrag zu offenbaren. Auf die Frage des Oedipus, warum er das Kind weitergegeben habe, antwortet der Hirte, er habe es aus Mitleid getan; der es übernommen habe, sollte es doch in ein fremdes Land mitnehmen. Oedipus gerät jetzt völlig in Verzweiflung und stürzt ins Haus.

Zunächst einmal erscheint es an dieser Stelle angebracht, die Rolle, genauer: die Doppelrolle bei Zugrundelegung der hier verfolgten Konzeption, der beiden Hirten zu bedenken, die gerade ihren Auftritt haben. Es scheint, als wenn es sich bei beiden um die Verkörperung der helfenden, fürsorglichen und insofern positiven Elemente handelt, die sich zumeist auch im Verhalten der egozentrischesten und lieblosesten Mutter finden lassen.

Zunächst einmal weist der Knecht des Laios, der mit der Aussetzung des Kindes der Jokaste beauftragt war, eine gewisse Nähe zu dieser auf und auch der Hirte des kinderlosen Polybos gibt diesem den Findling „als Geschenk“ (K.Oe. 1022), gewissermaßen an der Stelle von dessen Frau Merope.

Weiter ist immerhin anzuerkennen, dass beide Hirten sich in ihrem Zusammenwirken ja wirklich als Lebensretter des Oedipus erweisen und ihm später auch auf dem Weg der Wahrheitsfindung seinem Willen entsprechend behilflich sind, wenn auch mit einem schrecklichen Ende.

Der mütterliche Charakter des Boten aus Korinth kommt zudem im Text des Sophokles mehrfach zum Ausdruck: Er nennt sich dem Oedipus wohlgesonnen (K.Oe. 1003). Er spricht ferner den König als „Kind“ an, im Grunde eine Ungeheuerlichkeit, nur in der Situation erklärlich aus der Verstörung des Oedipus über den die Mutter betreffenden Orakelspruch (K.Oe. 1009).

In gleicher Weise nennt er Oedipus (K.Oe. 1030) „mein Kind“, wiederum aus dem Erzählzusammenhang verständlich, da es um die Szene der Rettung des Kindes durch ihn selbst als Hirten geht.

Insgesamt ist er dem Oedipus auch jetzt noch voller Wohlwollen behilflich, etwa wenn er zur Identifizierung des Hirten des Laios beiträgt.

In einer ungleich schwierigeren Lage befindet sich der Knecht des Laios, hat er doch das Leben des Oedipus von Anfang an verfolgt. Er sieht jetzt das Verhängnis, das auf den König zukommt, und weigert sich so lange er kann, sein Wissen kundzutun, aus Angst um sich selbst, aber auch aus Mitgefühl. Auf des Oedipus letzte Frage, warum er das Kind damals weggegeben habe, antwortet er denn auch „Aus Mitleid, Herr:...” (K.Oe. 1178). Auch seine anschließenden Sätze (K.Oe. 1179-1181) verraten Anteilnahme und Erschütterung.

Entscheidend für den mütterlichen Charakter der beiden Hirten spricht die Tatsache, dass in den Mythen, Legenden und Sagen über die Geburt und das frühe Leben des Helden die Aufnahme, Versorgung und Aufzucht des Findlings durch Leute niederen Standes, zumeist Frauen, oder sogar durch Tiere (etwa bei Romulus und Remus) ein feststehender Topos ist (vgl. hierzu Rank, 1912, 266). Der „gute Hirte“ passt in dieses Muster.

Durch Drohungen erpresst offenbart der Knecht des Laios dem Oedipus, dass Jokaste seine Mutter und dementsprechend Laios sein Vater ist und dass er von Jokaste vor vielen Jahren den Auftrag erhalten habe, ihn, den Oedipus, damals noch ein Kleinkind, umzubringen, weil schlimme Orakelsprüche sie schreckten.

Oedipus bricht in Wehklage aus. Er meint jetzt klar zu sehen (K.Oe. 1182): „So wär' es alles klar heraus.“ Er, der seinem Erkenntnisstreben, koste es was es wolle, bislang stets nachgegeben hat, muss erleben, wohin ihn sein Klarheitsbedürfnis und sein Aufklärungsverlangen geführt haben, zur Erkenntnis des wie es scheint vorherbestimmten Ruins seiner und seiner Eltern Existenz, – unter seiner Mitwirkung. Schwere Schuld- und Schamgefühle überfallen ihn, er möchte im Boden versinken. Er sagt über sich (K.Oe. 1184, 1185):

„... der ich entspross, wem ich nicht durfte, lebte mit  
wem ich nicht durfte und, wen ich nicht sollt', erschlug!“

Man ist geneigt, zu sagen, der Sinn der Zeile 1182 erschöpfe sich darin, dass dem Oedipus jetzt alles klar sei, da der Delphische Orakelspruch seine vollständige Bestätigung gefunden habe. Eine solche Auffassung wird jedoch der oben genannten, zutreffenden deutschen Fassung der Zeile 1182 und auch der griechischen Grammatik nicht gerecht. Der Optativ mit  $\ddot{a}v$  eines Verbs, hier  $\epsilon\acute{\xi}\eta\kappa\epsilon\upsilon\nu$  (herausgekommen sein), drückt die Behauptung einer Möglichkeit oder eine in sonstiger Weise abgemilderte Aussage aus. Man spürt bei Oedipus also einen Rest von Unsicherheit und Zweifel. Diese Interpretation der Zeile passt gut zu der Tatsache, dass Oedipus, vielleicht ein Zeichen seiner

tiefen (und zum Teil noch abgewehrten) Betroffenheit, die mörderische Aussetzung durch seine Mutter gar nicht erwähnt.

Vergleichbare Überlegungen gelten für das Verständnis der dann folgenden Zeile 1183. Sie ist in ihrem präzisen Sinn nicht ganz einfach zu erfassen. Zutreffend erscheint die Übersetzung Turkheims: „O, sähe ich zum letzten Mal der Sonne Licht!“ Die hier im Griechischen verwendete grammatische Form ist der Optativ Aorist Aktiv zu προσβλέπω (anblicken, betrachten; erblicken, sehen). Sie bringt einen als erfüllbar vorgestellten Wunsch zum Ausdruck. Die genaue Ermittlung der Bedeutung des Satzes erfordert zuvor einen Blick auf die den Oedipus in diesen Szenen leitende unbewusste Dynamik, die ihm nur teilweise zu Bewusstsein kommt.

Natürlich geben die äußeren Verhältnisse auch hier wieder wie schon zuvor zugleich Auskunft über die den Oedipus beherrschende innere Motorik, die ihm jetzt zunehmend bewusst wird: Die familiären Verhältnisse sind geklärt und auch die Weissagung des Orakels wird erinnert.

Der Vatermord als das *primum movens* der auf Trennung von der Mutter hinwirkenden Dynamik tritt jetzt klar zutage. Die enge defensiv-narzisstische Mutterbeziehung wird gesprengt und das Drama des frühen Mutterverlusts wird sichtbar und ansatzweise erlebbar, vorbereitet durch den abrupten Abgang Jokastes und Oedipus' Reaktion (K.Oe. 1076): „Es breche auf, was immer mag!“ als Zeichen eines im Dienste des Trennungsimpulses stehenden Erkenntnistrebens. Wie sich die unterschwellige Dynamik, einmal entfesselt, weiterentwickelt, das freilich teilt sich dem Bewusstsein nicht unmittelbar mit, sondern allenfalls in Ahnungen oder sonstwie entstellter Form.

Insofern erscheint die Übersetzung der Zeile 1183 in der Ausdrucksweise eines Wunsches als die richtige.

Die Übersetzung von Willige, der wir in der Regel da wortgetreu folgen: „O Licht! Zum letzten Male will ich jetzt dich schauen,...“ stellt demgegenüber das Willensmoment zu sehr in den Vordergrund und enthält einen allzu forcierten Vorgriff auf das Kommende. Das unbewusste Kräftespiel kommt eben erst allmählich zum Vorschein. Das muss selbst die konzentrierte und zeitlich geraffte Darstellungsform der Tragödie berücksichtigen, – und sie tut es.

Oedipus fühlt, wie eine starke innere Dynamik ihn ergreift und, man muss schon sagen, ins Rollen kommt, deren er sich zu erwehren sucht. So gesehen gewinnt sein Ausruf die Bedeutung von: „Bräuchte ich das Ganze nur nicht mitanzusehen, was jetzt (möglicherweise) in Gang kommt!“ Vielleicht bemerkt Oedipus auch, dass Bewusstsein und Verständnis dessen schwinden, was jetzt mit ihm geschieht, so dass seine Äußerung den Sinn bekommt: „Ich möchte von dem nichts mitbekommen, was jetzt (unvermeidlich) geschieht.“ Die griechische Grammatik spricht wie gezeigt für diese beiden Auffassungen. Zudem ist die darin zum Ausdruck kommende Haltung des Oedipus angesichts seiner Erfahrungen mit unbeirrbarem Wissenwollen nur zu gut verständlich.

In jedem Falle steht für den geäußerten Wunsch weniger die Erkenntnis von schmachvollem Vatermord und Mutterinzeß im Vordergrund als vielmehr die Furcht vor den sich abzeichnenden Folgen, die beide nach sich ziehen. Mehr noch fürchtet er das, was die ermittelte brutale Aussetzung durch die eigene Mutter in Gang setzt.

---

Die Schlusszene des „König Oedipus“ handelt zunächst vom Tod der Jokaste und der Selbstblendung des schuld- und schambeladenen Oedipus. Erblindet beklagt er dem Chorführer gegenüber sein Schicksal. Später rechtfertigt er seine Selbstblendung in gewisser Weise damit, dass es Erfreuliches

für ihn, den bei allen Göttern Verhassten, nicht mehr zu sehen gebe. Auch verlangt er, unverzüglich aus dem Land geworfen zu werden. Am Ende seines Gesprächs mit dem Chorführer tritt Kreon auf. Auch diesem gegenüber äußert Oedipus die dringende Bitte, aus dem Land vertrieben zu werden. Kreon zögert mit einer Zusage, zuerst müsse man den Rat Gottes einholen. Oedipus wiederholt seine Bitte, im Kithairon-Gebirge leben zu dürfen, welches seine Eltern ihm einst zum Grab bestimmt hätten. Dann legt er Kreon die Sorge besonders um seine minderjährigen Töchter ans Herz, weniger die um seine Söhne. Am liebsten, sagt er, würde er jetzt die beiden Mädchen in seine Arme schließen. Kreon hat inzwischen beide, Antigone und Ismene, schon herbeibringen lassen. Mit eindringlichen Worten empfiehlt Oedipus sie, die wegen der Schande, die auf ihm laste, ehelos bleiben müssten, seinem Schutz. Als Kreon ihn schließlich von den Töchtern trennt, bittet Oedipus abermals, ihn aus dem Land gehen zu lassen.

Die nächsten Geschehnisse, der Tod der Jokaste und die Selbstblendung des Oedipus, werden ganz aus der Perspektive und mit den Worten eines Dieners geschildert, der beides miterlebte und es jetzt dem Chor, dem Ältestenrat des Landes, berichtet.

Zuerst spricht er von dem Selbstmord der Jokaste, wie sie zuvor noch mit dem längst verstorbenen Laios Zwiesprache hielt und ihr schweres Schicksal beklagte. Wie sie dann umkam, darüber kann der Diener nichts Näheres berichten, denn Oedipus, völlig außer sich, stürzte plötzlich laut schreiend herein, so dass sich aller Blicke nur auf den Rasenden richteten.

Der Diener berichtet im Folgenden recht detailreich von dem weiteren Verhalten des Oedipus:

Dieser gerät in Raserei, verlangt ein Schwert und fragt nach dem Aufenthalt seiner Frau. Brüllend, wie von Götterhand geführt, stürzt er zur Tür, bricht diese auf und stürmt in Jokastes Gemach. Dort findet er sie erhängt. Bei ihrem Anblick schreit er entsetzlich auf, löst ihre Schlinge und lässt sie zu Boden gleiten. Wie sie jetzt am Boden liegt, entnimmt Oedipus ihrem Gewand zwei goldene Nadeln und sticht sich mit diesen in die Augen, nicht einmal nur, sondern mehrmals, so dass ein schwarzer Blutstrom sich aus den Augenhöhlen ergießt, der beide trifft. Dabei ruft er, in den Worten des berichtenden Dieners, (K.Oe. 1271-1274):

„... fürder würden nimmer sie  
das sehen, nicht Übel, die er litt, noch die er tat,  
vielmehr im Dunkel schau'n, die nie sie hätten schau'n  
gedurft, die er ersehnte, kennen nie hinfort.“

Kurz darauf schreit Oedipus, wie vom Diener berichtet wird (K.Oe. 1287-1291),:

„... man soll die Riegel öffnen, allen den  
Kadmeiern kundzutun den Vatermörder und  
den Mutter... ruft Verruchtes, mir Unsagbares,  
als wollt' er aus dem Land sich selbst verstoßen, nicht  
im Haus mehr bleiben, weil verflucht durch eigenen Fluch.“

Nicht nur in den beiden letztzitierten Äußerungen des Oedipus während und unmittelbar nach seiner Selbstblendung gibt er deutliches Zeugnis von den übergroßen Schuldgefühlen und den tiefen Beschämungsängsten, die ihn jetzt in bewusster Form zu seiner Tat bewegen. Schon unmittelbar, nachdem der Hirte des Laios ihn über seine wirklichen Eltern aufgeklärt hat, überkommen ihn Schuld und Scham, wenn er sich wünscht, das Kommende nicht mit ansehen zu müssen und von sich sagt (K.Oe. 1184, 1185):

„... der ich entsproß, wem ich nicht durfte, lebte mit



wem ich nicht durfte und, wen ich nicht sollt', erschlug!“

Schuld- und Schamgefühle wegen des Inzests und des Vatemords sind danach die Triebkräfte, die eine Ursachenkette in Gang setzen, die schließlich die Selbstblendung des Oedipus zum Ergebnis hat. Diese alten Ängste stammen nicht nur aus den imaginären frühkindlichen Gefühlen einer von den Eltern übernommenen Schuld oder einer von diesen veranlassten Entwertung sondern mehr noch rühren sie von realer späterer Schuld und vorwerfbarer Hybris her.

Schwere Schuldgefühle quälen Oedipus wegen seiner langjährigen Verstöße gegen das väterliche Gesetz und lassen ihn starke Angst vor den drohenden Strafen, die ihm ja von Teiresias vorausgesagt werden, empfinden.

Hinzu treten schlimmste Ängste vor Beschämung. Der große König Oedipus entpuppt sich wie prophezeit schuldbeladen als ein mütterfixierter Jämmerling, auch im Erleben des Oedipus selbst. Diese Anmaßung kann nicht ohne väterliche Ahndung bleiben, welche absehbarer Weise in dem beschämenden Verlust von Macht, Glanz und Ruhm besteht, kurz, im Zusammenbruch seines so lange verteidigten narzisstischen Status, dieser sexuell-narzisstischen Konstruktion, mittels der er zeitlebens gegen die übermächtige Mutter anagierte.

Straf- und Beschämungsangst drängen Oedipus von der Mutter weg. Diesem Trennungsstreben gibt er im Nachhinein deutlichen Ausdruck, wenn er unmittelbar nach der Selbstblendung verlangt, aus dem Schloss und dem Land, Symbolen der Mutter, vertrieben zu werden. Man vergleiche die eben zitierten Verse 1287-1291. Und schon sehr früh äußert sich bei Oedipus als Folge unbewussten Schuldgefühls wie schon besprochen die Tendenz zur Ablösung von der Mutter, so etwa wenn er dem Laios-Mörder die Verstoßung aus dem Lande androht und sich selbst nicht ausnimmt (K.Oe. 241-251).

Das Trennungsstreben des Oedipus kommt übrigens in mittelbarer Weise deutlich durch den Tod der Jokaste zum Ausdruck. Der Selbstmord seiner Mutter zeigt, dass sie in ihrer omnipotent-narzisstischen Existenz dem sich für sie deutlich abzeichnenden Verlust des Sohnes nicht gewachsen ist. Dieser als ein für sie hochbesetztes relevantes Objekt besiegelt durch seinen wie immer gearteten Abschied ihr Schicksal, indem er das für sie unverarbeitbare Trauma des frühkindlichen Mutterverlusts wieder heraufbeschwört.

Der Abschied und die Entfernung von der Mutter konfrontieren Oedipus mit dem Elend des frühen Verlassenseins, wie es in der berichteten Aussetzung durch Jokaste zum Ausdruck kommt. Ganz offenkundig ergreift ihn das, was ihn in seiner Wahrnehmung zuvor eher intellektuell als affektiv erreichte, jetzt, wo er außer sich gerät und in Raserei verfällt, mit voller Wucht: die frühe Mutterentbehrung. Die alten Szenen sind jetzt wiederbelebt, jene bissige, überstimulierende und ängstigende Zudringlichkeit der Mutter, die das Kind verwirrt und wehrlos macht und, mehr und schlimmer noch, es einer unerträglichen Verlassenheit ausliefert. Sofort stellt sich jene grenzenlose Empörung ein, die das Kind befällt, das nicht aus noch ein weiß, und die eine gewaltige Mischung aus vernichtenden und zum Leben drängenden Kräften triebhafter und narzisstischer Herkunft darstellt. So verliert Oedipus vollständig die Fassung und wird zum Rasenden. Er verfällt deutlich in einen regressiven Modus.

---

Es ist hier der Ort, kurz innezuhalten und sich Klarheit darüber zu verschaffen, dass wir es von nun an und deutlicher noch mit zwei verschiedenen seelischen Geschehensabläufen zu tun haben:

Zur oedipalen Ebene der schuld- und schambehafteten Verstrickung in die Elternbeziehung mit ihren Auswirkungen tritt die praeoedipale Dimension der frühgestörten Mutterbezogenheit des Kindes und ihrer Folgen. Mit anderen Worten (und umgekehrt formuliert): Das Register der archaischen Reaktionen auf das urtümliche mütterliche Verbrechen wird um dasjenige etwas reiferer Antworten auf selbst zu vertretende Verfehlungen gegen das väterliche Gebot ergänzt.

Die beiden seelischen Tendenzen bestehen nebeneinander, mal tritt die eine, mal die andere hervor, sie mischen sich wohl auch. Allerdings ist der Grad der Bewusstheit, der beide Tendenzen begleitet, ganz verschieden. Die bewusste Einordnung der Phänomene nach Ursache und Wirkung gelingt – kein Wunder – auf der oedipalen Ebene viel besser.

Einig sind sich beide Tendenzen in der letztlich durch den erotischen Antrieb gegebenen Richtung der Ablösung von der Mutter.

Auch ihr Ergebnis verbindet sie: Beide münden in die Selbstblendung, Ausdruck einerseits des mütterlichen Eigensinns, andererseits der Unterwerfung unter das väterliche Gesetz.

Beide Formationen werden schließlich durch die von Oedipus spät entdeckte Person der Mutter zusammengehalten.

Die Blendung symbolisiert dabei als schwere körperliche Verletzung die Kastration und damit die Einbuße der sexuellen Potenz wie auch eine schwere Beschämung. Dass die Selbstblendung des Oedipus mit den Gewandnadeln der Jokaste den Sinn der Kastration besitzt, ergibt sich aus unserer bisherigen Diskussion. Es wird im übrigen schon anhand der verwendeten Mittel deutlich, welche in den Klauen der Sphinx und in den Eisenspitzen, mit denen Oedipus einst die Fersen durchstochen wurden, wie erläutert ihre Vorgänger haben.

Die Selbstblendung des Oedipus mit den Gewandnadeln der Jokaste stellt überdies einen Zusammenhang seiner Tat mit der Mutter her, welcher allerdings für die beiden Ebenen der Betrachtung ganz verschieden aussieht.

Auf der oedipalen Ebene etwa bemerken wir, dass Oedipus im Zuge seiner Selbstbestrafung, nachdem er die Schlinge der Jokaste gelöst und sie auf dem Boden gebettet hat, die Nadeln, die ihr Gewand zusammen halten, diesem entnimmt. Hier kommt allem Anschein nach ein passageres sexuelles Moment ins Spiel, das im Vorgang der (auch anderen Regeln folgenden) Strafvollstreckung quasi spiegelnd das ursprüngliche Delikt zur Darstellung bringt. Die Spangen oder den Gürtel zu lösen, die das Gewand einer Frau zusammenhalten, ist nämlich in der Auffassung der Griechen der Antike das Vorspiel zu sexuellem Kontakt (vgl. hierzu Devereux, 1953, 134). Auf der Ebene des frühen Missbrauchs und seiner Folgewirkungen ist die Blendung Ausdruck des brutalen Eigensinns der übergriffigen Mutter, wie näher auszuführen bleibt.

---

Kehren wir nun zum Tatgeschehen zurück. Oedipus tobt und rast. Er gerät in den Strudel übermächtiger Kräfte. Das Schwert, das er fordert und erhält, macht es deutlich: Es ist Instrument und Symbol zugleich seines kraftvollen Eros wie eines vehementen Vernichtungswillens. Letzterer geht auf Beseitigung der Mutter, um Eros Platz zu schaffen. Jokaste ist schon jetzt ihrer Persönlichkeit entkleidet, wenn Oedipus sie mit seiner Bezeichnung als „Saatfeld“ in Zeile 1256 quasi zu einer – freilich sexuell konnotierten – Sache degradiert. Im Text des Dramas (K.Oe. 1255-1258) heißt es in den Worten des Dieners:

„Er rast, ein Schwert zu bringen heißt er uns und fragt,  
wo er die Frau, nicht Frau, das Saatfeld finde, das

zwiefältig mütterlich ihn und die Kinder trug.

Der Götter einer zeigt es ihm, dem Tobenden,...“

Dass bei den Antrieben des Oedipus der sexuelle Impuls überwiegt, dafür spricht die letzte Zeile des Zitats, wenn man annimmt, dass hier Eros gemeint ist (so van der Sterren, 1986, 84). Allerdings scheint auch die Übersetzung Buschors gut vertretbar: „Ein Dämon wies dem Wütenden den Weg,...“, welche mehr dem Gemisch der Antriebe Rechnung trägt.

Im unmittelbaren Anschluss an die obige Szene springt Oedipus laut brüllend die Tür an, bricht den Riegel auf und dringt in das Gemach der Jokaste ein (K.Oe. 1260-1262). Man kann diese Szene durchaus im Sinne eines archaisch-destruktiven Koitus verstehen, einer Art von regressiv-sadistischer Urszene (so van der Sterren, 1986, 84-86).

Und als Oedipus jetzt Jokaste erhängt vorfindet, vertieft ihr Anblick gewiss das ihn beherrschende alte Gefühl des vollständigen Verlassenseins und verschärft den daraus erwachsenden Furor, die Mutter als die Verursacherin des übergroßen Schmerzes zu beseitigen und sich so von ihr zu trennen. Dieser Impuls jedoch geht ins Leere. Die Mutter kann nicht mehr bekämpft, nicht mehr vernichtet werden, sie ist vernichtet von eigener Hand, sie ist tot. Man kann eben niemanden „in effigie“ umbringen (Freud); der mörderische Trennungsimpuls findet kein Objekt. Es steht auch kein Ersatzobjekt zur Verfügung – und schon gar kein „therapeutisches“, das den Furor analytisch auflösen oder beschwichtigen könnte (keine leichte Aufgabe) und die Selbstverletzung unter Umständen mildern könnte. Die Mutter hat sich ihm abermals, man möchte sagen, jetzt in doppelter Form, entzogen und ihn mit seinem hasserfüllten Trennungstreben auf sich selbst zurückgeworfen. Die innere Mutter, ihre seelische Repräsentanz, das bislang unangetastet fortbestehende Relikt der missbrauchenden Mutter, welche als Trägerin der gegen die Ablösung des Sohnes gerichteten Kastrationsdrohung figuriert, tritt jetzt seinem ungestümen Trennungswillen entgegen und macht ihre Drohung wahr. In der regressiven Form, die die Szene regiert, bekämpft sie den von Eros getragenen Freiheitswillen des Sohnes: Oedipus sticht sich die Augen aus. Der Zusammenhang dieser Tat mit der Mutter wird im Text des Dramas wie erwähnt sehr deutlich. Oedipus entnimmt Jokaste, nachdem er ihre Schlinge gelöst und sie auf dem Boden gebettet hat, die goldgetriebenen Nadeln, mit denen sie ihr Gewand verschloss, und verwendet diese für sein grauenvolles Tun (K.Oe. 1268-1270). Auch in späteren Passagen findet die geschilderte Art des Zusammenwirkens von Mutter und Sohn bildlichen Ausdruck (K.Oe. 1280-1281; Übersetzung Buschor):

„So hat der Sturm des Leids sie nicht getrennt,  
Im gleichen Wirbel Mann und Frau vereint.“

Gerade die letztgenannten Verse legen es nahe, die eben gegebene Deutung des Geschehens zu spezifizieren. Es drängt sich nämlich der Eindruck auf, dass durch das verzweiflungsvolle Wiedererleben des frühkindlichen Elends von Missbrauch und Verlassensein auch die alten Bemühungen des Kindes, damit in Form einer omnipotent-narzisstischen Identifizierung und deren wechsellagernder Dynamik fertig zu werden, wieder an die Oberfläche gelangen. Diese alten Reaktionsmuster sind seit dem Tode der Sphinx entscheidend geschwächt (Oedipus ist jetzt ein starker erwachsener Mann), aber völlig außer Kraft und Wirkung sind sie nicht. Eine solche alten Mustern entsprechende Bewegung hat sich zuvor ja schon in der Reaktion des Oedipus auf das plötzliche Verschwinden der Jokaste angekündigt (K.Oe. 1076-1085).

Für diese Sicht kommt in der mörderischen Aussetzungsszene der schreckenerregende mütterliche Angriff zum Ausdruck, als welchen das Kind die drohende Gefahr des Selbstverlusts durch Fusion mit der Mutter erlebt. Gegen diesen Angriff setzt sich das Kind in sadistischer Weise zur Wehr. Der

Einbruch des in Raserei verfallenen Oedipus in das Gemach der Jokaste stellt einen Akt solcher Abwehr archaisch-destruktiver Art dar. Letzterer wiederum setzt das Kind der Gefahr des vollständigen Mutterverlusts aus, welcher im Anblick der erhängten Jokaste seinen sinnbildlichen und drastischen Ausdruck findet. Urtümliche masochistische Gegenbewegungen sind die Folge, welche zu kindlichen Vorstellungen von Verfolgung und Vernichtung führen. In radikalierter Form bewirken sie die Blendung. Im Rahmen des narzisstischen Systems der omnipotenten Identifizierung wird auch hier die interne Mutterrepräsentanz, oder was von ihr übrig ist, aktiv. Von außen betrachtet freilich ist Oedipus der Täter. Die oben zitierten Zeilen 1280, 1281 weisen auf die Wiederannäherung des Kindes an die Mutter hin, die der Blendung nachfolgt.

Die beiden Varianten der Interpretation unterscheiden sich nicht in Ausgangspunkt und Ergebnis, lediglich die Zwischenschritte sind verschieden. Plausibler erscheint die letztgenannte Deutung.

Mit der Selbstblendung zahlt Oedipus die furchtbare Strafe für Schuld und Hybris der oedipalen Verbrechen.

Zugleich stellt die Blendung den schrecklichen Preis dar, den der zu bezahlen hat, der, mütterlichem Missbrauch ausgesetzt, mit allen Kräften sich bemüht, von der Mutter freizukommen und damit im Rahmen des Möglichen begrenzten Erfolg hat.

Die beiden zu unterscheidenden seelischen Geschehensstränge finden so in der Selbstblendung ihr Ziel und ihr Ergebnis. Es ist hier der keinesfalls seltene Fall einer psychischen Mehrfachdetermination ein und desselben Phänomens gegeben.

---

Auf der oedipalen Ebene wird das Gesetz des Vaters schließlich vollstreckt, indem Oedipus für seine von Hybris begleiteten Untaten durch Kastration gestraft wird. So erlebt Oedipus seine Strafe selbst; so sehen es auch seine Mitmenschen. Von Schuld und Schande als Folgen von Inzest und Vatermord ist bei Oedipus und seinen Begleitern nach der Aufdeckung seiner Taten allenthalben die Rede (man vgl. nur K.Oe. 1184, 1185; 1205-1210; 1268-1274; 1287-1291; 1371-1374).

Die Sehersprüche des Teiresias haben sich bewahrheitet, die Weissagungen des Delphischen Orakels sind erfüllt: Vater und Mutter sind tot. In äußerster Erregung nimmt Oedipus Abschied von der ehemals Geliebten. Laut schreit er (K.Oe. 1287-1291), man solle die Tore des Palastes öffnen und ihn aller Welt als den Verbrecher zeigen, der seinen Vater ermordete und seine Mutter ehelichte. Auch will er, dem selbstverhängten Fluche folgend, sich aus Palast und Land (Synonymen für die mütterliche Gestalt, hier als Geliebte) verstoßen. Oedipus wird dann auch von zwei Dienern herausgeführt.

Ihm stehen jetzt, wo das Elend ihn einholt, die Gründe seines Leids und ihr Zusammenwirken deutlich vor Augen. Klarheitsbedürfnis, Erkenntnisinteresse und Wahrheitsliebe haben Oedipus auch in den Momenten tiefsten Schmerzes nicht im Stich gelassen und ihm ermöglicht, der unerbittlichen Zwangsläufigkeiten der seelischen Vorgänge ansichtig zu werden.

Wollte man die Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit (Kant) bestimmen, so könnte man sogar von einem Freiheitsgewinn durch Erkenntnis bei Oedipus sprechen. Oedipus erweist sich also insoweit als weiser Mensch, wie es auch einer der Deutungen seines Namens entspricht (aus οἶδα und δίπους = wissender Zweifuß).

Unmittelbar nach seiner Selbstblendung schreit Oedipus laut, man solle die Tore öffnen und ihn dem Volke zeigen, was dann auch geschieht. Es hat den Anschein, dass dieser öffentliche Auftritt den Bekenntnischarakter von geäußelter Scham und gezeigtem Schuldgefühl in einer radikalen Form zum Ausdruck bringt. Keine Entlastung, keine Ausflucht, keinen unklaren Rest darf es mehr geben.

Darüber hinaus gewinnt man den Eindruck, dass Oedipus sich zur Schau stellen lässt (denn darum handelt es sich ja) als Zeichen der demütigen Hinnahme eines unabwendbaren Geschicks auch da, wo er es nicht zu vertreten hat. Es ist, als wolle Oedipus, wenn auch in entsetzlicher, grotesker Form, ein für allemal die Heimlichkeit und Verworrenheit des Mutter-Kind-Verhältnisses gegen die Klarheit und Helligkeit eines Lebens in der Offenheit und im Offenen, sozusagen „im Lichte der Öffentlichkeit“, eintauschen, welches der Vater vermittelt.

Man kann hier bei Oedipus vom „Erlebnis eines Ereigniswerdens der Wahrheit“ (Schadewald, 1996, 278) sprechen, das er seinem Volk mitteilen will – vielleicht auch in Vornahme einer letzten „Amtshandlung“. Wir erinnern uns, das väterliche Gesetz wird gerade durch die öffentliche Darstellung der Folgen seiner Nichtbefolgung in seiner Geltung beglaubigt, gleichgültig, worauf der Ungehorsam beruht. Oedipus büßt also durch die Verkündung auch seine Verfehlungen als Staatsoberhaupt, die schwer wiegen.

Oedipus nimmt sein Schicksal in einem umfassenden Sinne hin. Er erkennt es, anerkennt es, macht es sich zu eigen und nimmt es als Teil seiner Existenz an, ohne Ausflüchte oder Entschuldigungen zu suchen, so jedenfalls in der Gegenwart. Auf die Frage des Chorführers (des Vorsitzenden des Ältestenrats) (K.Oe. 1327, 1328):

„O schrecklich tatest du! Wie konntest du dir so  
die Augen löschen? Welche Gottheit trieb dich an?“

antwortet Oedipus (K.Oe. 1329-1331):

„Apollon hat das, Apollon, o Freund,  
Schlimme, das Schlimme vollbracht, dieses, das meine, mein Leid.  
Doch schlug sie eigenhändig keiner als ich Unheilssohn.“

Oedipus macht mit seiner bewundernswerten Antwort deutlich, dass er die unbeherrschbaren (göttlichen) Kräfte sieht, die zur Tat hinführten, dass diese selbst jedoch nebst ihren Folgen in seine Zuständigkeit und Verantwortung fällt. So nimmt Oedipus auch die Schuld für seine anderen Taten gegen die Eltern auf sich und entlastet sogar seine Mutter, wenn er sagt (K.Oe. 1371-1374):

„Ich weiß ja nicht, mit was für Augen ich dereinst  
den Vater anschauen soll, komm´ ich zur Totenwelt,  
noch auch die arme Mutter, da an beiden ich  
verübte Taten, schlimmer als des Stranges wert.“

Später jedoch, nicht allzuviel später, weicht dieses Anerkenntnis eigener Schuld vorwurfsvoller Bitternis gegenüber Mutter und Vater, die seinen Tod gewünscht hätten. An Kreon gewendet bittet Oedipus, aus dem Land vertrieben zu werden, mit den Worten (K.Oe. 1451-1454):

„Nein, lass mich wohnen im Gebirge, wo es mein  
Kithairon heißt, der, den die Mutter mir und auch  
der Vater lebend setzten fest als gültig Grab,  
das ich dort stürbe: wünschten sie doch meinen Tod.“

Auf der Ebene des früh angelegten Verhängnisses, des mütterlichen Missbrauchs und seiner Auswirkungen, erfolgt die Selbstblendung des Oedipus, vollzogen in tiefster Verzweiflung und grundstürzender Erschütterung, unter dem grausamen Diktat einer anmaßenden und selbstsüchtigen

Mutter, die dem energischen Freiheitswillen des Sohnes Einhalt gebieten will und ihm für die Erlangung der Freiheit einen entsetzlichen Preis abverlangt.

Es stellt sich hier die Frage, ob Oedipus durch sein Heraustreten aus dem Palast auch die Trennung von der verführerischen praeoedipalen Mutter zum Ausdruck bringt, oder anders gewendet, ob er von der frühen Mutter trotz aller seiner Bemühung nicht losgekommen ist und die genannte Szene demzufolge eine andere Deutung verlangt.

Wenn wir der bisher verfolgten Linie treu bleiben wollen, die praeoedipalen Geschehnisse im Lichte der Abwehrmechanismen des omnipotent-narzisstischen Komplexes zu betrachten, so hätten die schon genannten Zeilen 1280 und 1281: „So hat der Sturm des Leids sie nicht getrennt, im gleichen Wirbel Mann und Frau vereint“ den Sinn, das Zusammenkommen der beiden zum Ausdruck zu bringen, mit anderen Worten, ihre Vereinigung im Elend. Infolge der dann drohenden Fusion mit der Mutter, die vom Kind als Übergriff, als abermalige Aussetzung erlebt wird, wollte dann Oedipus den Palast und das Land verlassen. Die mütterliche Verstoßung fände also für diese Sicht in Oedipus' Forderung, ihn vor die Tore des Palastes zu führen und aus dem Land zu treiben, ihren Niederschlag.

---

Die Frage, ob Oedipus trotz all seiner enormen und geradezu übermenschlichen Anstrengung, seines unermüdlischen Erkenntnisstrebens und seiner gewonnenen Erfahrung aus der Bindung an die frühe grausame Mutter sich nicht oder nicht genügend hat befreien können, bleibt im Folgenden zu untersuchen.

Bei der Beantwortung der Frage, ob Oedipus' Bindung an die frühe übergriffige Mutter fortbesteht, ist im Sinne einer vorläufigen Überlegung zu bedenken, dass diese sich dem Trennungsstreben des Sohnes eigensüchtig widersetzt und insofern Erfolg hat, als Oedipus durch die Blendung keiner anderen Frau mehr ansichtig werden kann und also insoweit bei seiner Mutter bleibt. Auch führt die Einbuße der physiologischen Sehfähigkeit bei Menschen mit einer gewissen Lebenserfahrung nicht zum Verlust der Möglichkeit, seelische Realitäten mit den „inneren Augen“ zu erkennen, und unter den Gegebenheiten der inneren Welt hat die Gestalt der Mutter mit ihren Besonderheiten einen privilegierten Platz.

Weiter fällt auf, dass Oedipus wie jetzt so auch im Folgenden immer wieder darum bittet, aus dem Lande vertrieben, verjagt zu werden, wegen seiner Schuld und Schande, wie er sagt. Es wird hier also fühlbar, dass er, wie immer formuliert, sich einer fremdartigen Macht, jedenfalls einem mächtigen Einfluss, ausgeliefert fühlt und deshalb aus der Stadt „will“. Könnte es nicht sein, dass in dieser Macht auch die missbrauchende, aussetzende Mutter ihren Einfluss geltend macht und dass die von Oedipus empfundene Schmach in dem frühen Inzest ihren Ursprung hat (weniger in dem späteren) und in den damals von der Mutter „übernommenen“ Gefühlen der Schuld und Scham?

Den Eindruck, dass eine unbewusste Fesselung an die frühe Mutter bei Oedipus fortbesteht, vermittelt die unterirdische Dynamik, die in seinen Worten zum Ausdruck kommt, nachdem er sich vor den Toren des Palastes dem Volke gezeigt hat.

In einer Wechselrede mit dem Chorführer führt Oedipus anfangs Klage wegen der Dunkelheit, die ihn umfängt. Doch bald schon steigert sich die Klage zur Anklage, zum bitteren Vorwurf (K.Oe. 1311): „Weh, Ungeist, wohin triebst du?“ Buschor übersetzt grammatikalisch richtiger: „Wohin trieb mich

mein Daimon?“ Die Antwort des Chorführers lautet (K.Oe. 1312): „In Schrecken, nicht zu hören oder anzusehen!“

Hierauf bricht Oedipus erneut in Wehklage aus (K.Oe. 1313-1316):

„O Dunkelheit,  
du, mein Gewölk, du entsetzlich unsagbar bedrängendes, ach,  
das unabwendbar ist, vom Sturm hergeweht!  
Weh mir!“

Vielleicht kommt das hier Gemeinte deutlicher in der Übersetzung Turkheims zum Vorschein:

„Schauervoll legt  
Sich nächtigen Düstern sprachloses Grau'n  
Um mich; unentrinnbar Verderben.  
Weh mir!“

Angst und Erschrecken des Oedipus versetzen die dämonische Mutter in Aktion, wie seine Worte im unmittelbaren Anschluss an die eben zitierte Äußerung kundtun (K.Oe. 1317, 1318):

„Weh mir, ja nochmals! Wie drang in mich ein zugleich  
der Stich der Stacheln und des Leids Erinnerung!“

Zugleich hat es den Anschein, als ob sich bei Oedipus eine bewusste Verbindung herstellt zwischen der Blendung und dem alten Verbrechen des Missbrauchs. Bei Buschor wird diese Verbindung noch deutlicher, wenn er übersetzt:

„Und nochmals Wehe! Wie durchbohren mich  
Der neue Stachel und der alte Biss!“

Die Angst des Kindes vor Verfolgung führt Oedipus zur Befriedigung und Sicherheit gewährenden Mutter zurück. Oedipus äußert sich so dem Chorführer als dem Vertreter der Bürgerschaft der Stadt gegenüber in folgender Weise (K.Oe. 1321-1323):

„Ach, lieber Freund,  
du, mein beständiger Helfer in Treue noch immer; denn stets  
harrst du noch aus und sorgst für mich blinden Mann.“

Deutlich zu erkennen ist in den Äußerungen des Oedipus die kreisförmige Bewegung der Reaktionen des omnipotent-narzisstisch mit der Gestalt der Mutter Identifizierten: Der mütterliche Übergriff führt zu verzweifelter und verwirrter Einsamkeit (die Blindheit), die aggressive Gegenreaktion des Kindes (der herbe Vorwurf) zur Angst vor völligem Mutterverlust (die erneute Wehklage und die Antwort des Chorführers) und die masochistische Gegenbewegung (die Selbstblendung) schließlich zur Wiederannäherung des Kindes an die Mutter (Dank an den treuen und hilfreichen Freund, den Vertreter der Stadt).

Wem die hier gegebene Deutung als zu weit hergeholt oder zu feingesponnen erscheint, der lässt sich vielleicht durch die nachfolgenden Beispielfälle beeindrucken, mittels derer eine analoge Beweisführung versucht wird.

Eine vergleichbare Situation, was das den Oedipus bestimmende unterschwellige Kräftespiel angeht, erleben wir kurze Zeit später, wenn er, immer noch im Gespräch mit dem Chorführer, Klage führt wegen des schon früh über sein Leben verhängten Unglücks und deshalb aus dem Land gewiesen werden will (so besonders K.Oe. 1391-1415).

Die hier zu betrachtende Szene setzt damit ein, dass Oedipus das Kithairon-Gebirge direkt anredet (K.Oe. 1391-1393):

„Weh dir, Kithairon! Was empfindest du mich? Was nimmst  
und tötestest du mich nicht gleich, damit ich nie

mich Menschen zeigen konnte noch woher ich bin?“

In seinen an den Kithairon gerichteten Worten erwähnt Oedipus zu Beginn kurz seine Errettung durch die Hirten, die die wohlwollende Seite der Mutter verkörperten. – Schon einige Zeit zuvor hatte der Chor (K.Oe. 1092) den Kithairon als Amme, ja als Mutter des Oedipus bezeichnet – . Dann aber ist ihm der Kithairon natürlich sofort als Ort der Aussetzung gegenwärtig. Die Geschichte seines frühen Unglücks tritt ihm damit wieder vor Augen als Ursache alles Folgenden. Oedipus erhebt so schwere Vorwürfe gegen den Kithairon, jetzt die selbstsüchtige lieblose Mutter. Der Hauptgrund seines Vorwurfs, ihn nicht sofort getötet zu haben, liegt nach seinen Worten in dem ihm auferlegten Zwang, unter den Menschen als Verruchter und Verfemter leben zu müssen. In Zeile 1397 heißt es: „Denn übel jetzt und übler Abkunft find' ich mich.“

Im Klartext bedeutet das, dass er ein Leben in Einsamkeit und Verlassenheit zu führen gezwungen ist. Sofort setzt bei ihm daraufhin die Gegenreaktion in Form eines Gefühls oder einer Vorstellung des Verfolgtwerdens ein. Er fordert den Chor auf, ihn zu vertreiben, in den Worten des sophokleischen Textes (K.Oe. 1410-1412):

„Drum, bei den Göttern, bergt mich schleunig irgendwo  
da draußen oder tötet oder werft hinaus  
ins Meer mich, wo ihr nie mich wiedersehen könnt!“

Die letztgenannte Aufforderung, ihn ins Meer zu werfen, lässt schon die Sehnsucht nach der Vereinigung mit der idealisierten Mutter erkennen, für welche das Meer steht (van der Sterren, 1986, 73). Zu dieser Deutung passen die sich unmittelbar anschließenden Zeilen (K.Oe. 1413-1415):

„Kommt! Überwindet euch: ergreift den Unglücksman!  
Gebt nach und fürchtet nichts! Denn meine Übel ist  
kein Sterblicher imstand zu tragen außer mir.“

Schon die Aussicht, mit der Mutter wieder zusammenzukommen, führt bei Oedipus zum Ausbruch völlig überzogener Vorstellungen eigener Großartigkeit: Er gewinnt selbst dem Elend noch narzisstische Größe ab. Er ist, eben noch der „Unglücksman“, jetzt (immer noch und schon wieder) „der Glücksgöttin Sohn“ (K.Oe. 1080).

Der Eindruck, dass Oedipus sich zumindest nicht vollständig von der ihn missbrauchenden Mutter entfernt hat, ergibt sich weiter in vergleichbarer Weise aus der folgenden Szene:

Nach dem Ende des eben behandelten Gesprächs mit dem Chorführer betritt Kreon die Bühne. Auch ihn bittet Oedipus, aus dem Lande geworfen zu werden und im Kithairon leben zu dürfen (K.Oe. 1451-1454):

„Nein, lass mich wohnen im Gebirge, wo es mein  
Kithairon heißt, der, den die Mutter mir und auch  
der Vater lebend setzten fest als gültig Grab,  
dass ich dort stürbe: wüschten sie doch meinen Tod.“

Wiederum können wir hier die kreisförmigen Bewegungen der narzisstischen Abwehr gewissermaßen en miniature erkennen, wie sie sich im Vorstellungs- und Phantasieleben des Oedipus abbilden. Indem das Kithairon-Gebirge erwähnt wird, kommt der Ort der Aussetzung zur Sprache und damit diese selbst, welche den Missbrauch umschreibt. Die kindliche Gegenwehr auf Seiten des Oedipus artikuliert sich als ein an die Eltern, vor allem und zuerst an die Mutter, gerichteter Vorwurf, den Kithairon als Ort seines Todes bestimmt zu haben. Die Unwirtlichkeit der Gegend, die Oedipus wie er erwähnt fast schon einmal zum Verhängnis geworden ist, treibt ihn schließlich wieder zur (jetzt „guten“) Mutter zurück; der Kithairon heißt hier deshalb „mein Kithairon“. Diese Rückkehr zur Mutter findet ihren Ausdruck in hypertrophen Sätzen, mit denen er



fast Unsterblichkeit reklamiert, in denen jedoch immerhin die Gefahren eines Lebens im Kithairon anklingen (K.Oe. 1455-1457):

„Doch soviel weiß ich freilich: weder Krankheit wird  
vernichten mich noch andres sonst; nie wär' ich als  
schon Sterbender bewahrt, wenn nicht für schlimmstes Leid.“

Nach allem hat es den Anschein, als ob Oedipus trotz all seiner Anstrengungen sich aus dem unseligen *circulus vitiosus* der frühen Mutterfixierung und ihrer Folgen nicht endgültig hat befreien können.

Selbst in der letzten das Drama abschließenden Auseinandersetzung zwischen Oedipus und Kreon ist das fortdauernde Wechselspiel, der ewige Kreislauf zwischen Mutterentfernung und Wiederannäherung an die Mutter, in Umrissen zu beobachten. Es heißt dort (K.Oe. 1517-1523):

Oi	„Weißt du, was ich nun erstrebe?	
Kr		Sag' es! Hör' ich's, weiß ich es.
Oi	Das du aus dem Land mich gehn lässt.	
Kr		Gottes Gabe forderst du!
Oi	Doch verhasst den Göttern ward ich.	
Kr		Dann wird's dir auch bald zuteil.
Oi	Sagst du zu?	
Kr		Was ich nicht denke, sag' ich ungerne nur zum Schein.
Oi	Führe denn mich jetzt von hinnen!	
Kr		Geh denn! Lass die Kinder los!
Oi	Nimmermehr entreiße sie mir!	
Kr		Nicht auf jedem Wunsch besteh'!
	Denn was dir nach Wunsch gegangen, blieb dir nicht fürs Leben treu.“	

Kreon antwortet ausweichend auf Oedipus' Forderung, ihn aus dem Land gehen zu lassen, und verweist auf das noch nicht gesprochene Gotteswort, das er abwarten müsse (vgl. K.Oe. 1438, 1439). Die Frage, ob Oedipus die Stadt verlässt, bleibt also am Ende des Stückes eigentümlich in der Schwebe. Auch hätte ein Orakelspruch, verstanden als ein Hinweis auf die Oedipus subkutan regierende Struktur, gleich wie er ausgefallen wäre, da unterschiedlich ausdeutbar, keine endgültige Sicherheit in der Beurteilung der Frage mit sich gebracht, ob Oedipus wirklich noch immer in einem nennenswerten Ausmaß dem Einfluss der frühen Mutter ausgeliefert ist. Die Beantwortung dieser Frage bleibt also in gewisser Weise zweifelhaft. Das gilt auch für den Fall, dass man Kreon wie früher auch hier als die Verkörperung einer väterlichen Instanz betrachten wollte, der sich Oedipus jetzt annäherte, denn diese Instanz belässt es bei einer bloßen Ermahnung (K.Oe. 1522, 1523).

### III. Das Leben des Oedipus in der Fremde bis zu seinem Tod.

Der Eindruck, dass Oedipus nicht vollständig von der frühen Mutter sich entfernen kann, verfestigt sich, wenn wir betrachten, wie sich das Verhältnis zwischen Theben und Oedipus weiter entwickelt. Wir greifen dafür auf das zeitlich sich anschließende (und später verfasste) Werk des Sophokles „Oedipus auf Kolonos“ zurück.

Hier wird berichtet, dass Oedipus, der anfangs (wie wir wissen) die Stadt verlassen will, daran aber gehindert wird, sich einige Zeit später doch entschließt, in der Stadt zu bleiben. Jetzt, wo er bleiben will, wird er jedoch von Kreon und den Söhnen unbarmherzig aus der Stadt gewiesen und als blinder Bettler in fremdem Land seinem Schicksal überlassen.

Im Elend und voller Bitternis zieht Oedipus, anfangs nur von Antigone begleitet, seines Wegs.

Eines Tages taucht Kreon auf und sucht Oedipus mit trügerischen Worten zu bewegen, nach Theben zurückzukehren. Oedipus lehnt ab und schleudert ihm all seine Gefühle der Verbitterung und der Rache entgegen (Oe. auf Kolonos 788): „... im Land mein Rachegeist wird hausen immerfort, ...“. Kreon wendet daraufhin Gewalt an, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen. Theseus aber vereitelt die gewaltsame Entführung und gewährt Oedipus endgültig Aufnahme und Fürsorge in Athen.

Unschwer sind hier die im ständigen Kreis sich bewegenden Schritte der Abwehr zu erkennen, die für den omnipotent-narzisstischen Komplex typisch sind: Erbarmungsloser Übergriff der Mutter, sadistische Gegenwehr des Kindes, masochistisches Erleben des Verfolgtseins und Rückkehr zur Mutter.

Weitere Hinweise auf die fortbestehende Macht der früh missbrauchenden Mutter über Oedipus ergeben sich aus seinem Verhalten gegenüber seinen Kindern.

Für das Verhältnis zu seinen Töchtern ist zu bedenken, dass die kindlichen Abwehrmechanismen der narzisstischen Identifizierung in aller Regel sicherstellen, dass der Missbrauchstatbestand von Generation zu Generation weitergegeben wird.

Es liegt danach die Annahme nahe, dass Oedipus zu seinen Töchtern ein inzestuöses Verhältnis unterhält. Wenn jetzt die Beziehung zu seinen Töchtern nach seiner Selbstblendung keine wesentliche Änderung erfährt, spricht dieser Umstand für ein Fortdauern der alten Strukturen, insbesondere des Einflusses der frühen Mutter auf Seiten des Oedipus. Vor allem das Drama „Oedipus auf Kolonos“ weist nun deutliche Zeugnisse eines wechselseitigen inzestuösen Verhältnisses zwischen Oedipus und seinen Töchtern auf. Genannt seien hier nur die Zeilen 1102 bis 1114 und 1615 bis 1619 dieses Stückes. Letztere enthalten die Abschiedsworte, die Oedipus kurz vor seinem Tod an seine Töchter richtet:

„Hart war's, ich weiß es, Kinder; doch ein einzig Wort  
wiegt alle Sorgen und Beschwerden auf um mich:  
denn größere Liebe käm' euch nie von irgendwem,  
als ihr von diesem Mann habt: seiner nun beraubt,  
müßt ihr durchleben eures weitren Daseins Frist.“

Es sieht zudem so aus, als ob Oedipus selber die inzestuöse Verfangenheit seiner Töchter und deren verhängnisvolle Folgen zumindest ahnt, wenn er deren „bittern Lebens weitren Gang“ beklagt (K.Oe. 1487) und ihnen Ehelosigkeit und Unfruchtbarkeit voraussagt (K.Oe. 1502) – oder gar wünscht(?).

Am deutlichsten tritt uns die inzestuöse Beschaffenheit der Vater-Tochter-Beziehungen des Oedipus im furchtbaren Schicksal der Antigone vor Augen. Diese hat bekanntlich die Aussicht auf Ehe und Familie (sie war mit Kreons Sohn verlobt) der Liebe zu ihrem Bruder Polyneikes geopfert, dessen Leiche sie dem Befehl des Herrschers Kreon zuwider bestattet. Zur Strafe wird sie lebendig in einem Felsengrab eingemauert, wo sie sich erhängt.

Alles spricht dafür, dass Antigone ihre illegitime Liebe zum Vater (der auch ihr Bruder ist) auf ihren Bruder Polyneikes übertragen hat (hierzu im Einzelnen van der Sterren, 1986, 99-126). So sagt sie noch auf ihrem letzten Weg ins Grab (Antigone 897-899):

„Doch geh' ich nun, so macht mich eine Hoffnung stark:  
den Vater wird mein Kommen freuen, freuen auch  
dich, Mutter, freuen dich, du brüderliches Haupt,...“

Antigone, die ihr Leben der Liebe zum Bruder opfert, macht so den engen Zusammenhang von Vater- und Bruderliebe ganz deutlich. Schon früher hat sie auf Ismenes Ermahnung, von der Beerdigung des Polyneikes Abstand zu nehmen, da ihr dafür die Todesstrafe drohe, erwidert (Antigone 72, 73):

„... Schön ist mir nach solcher Tat der Tod.  
Von ihm geliebt, lieg' ich bei ihm, dem Lieben, dann, ...“

Schon im „Oedipus auf Kolonos“ gibt sie ja ihrer engen Beziehung zu Polyneikes klaren Ausdruck, als Polyneikes trotz des Fluchs des Vaters in den Krieg gegen seinen Bruder Eteokles ziehen will, wenn sie ihn umzustimmen versucht (Oe. auf Kolonos 1438-1443):

An		„O, wie weh ist mir!
Po	Du sollst nicht weinen!	
An		Ach, wer seufzt wohl nicht, der dich, mein Bruder, eilen sieht zum sicheren Untergang?
Po	Wenn's sein soll, fall' ich.	
An		Nein, nicht du! Hör doch auf mich!
Po	Verlange nicht, was ich nicht darf!	
An		Welch Leid für mich, dich zu verlieren! ...“

Was des Oedipus Verhältnis zu seinen Söhnen angeht, so hat er zu ihnen von Anfang an eine grundsätzlich andere Beziehung als zu seinen Töchtern, nennt er letztere doch, als er sie kurz nach seiner Erblindung Kreons Obhut unterstellt (K.Oe. 1474): „... die liebsten... von meinen Kindern...“. Ebenso wenig wie den Töchtern kann Oedipus auch den Söhnen ein wirklicher Vater sein, war er doch zur Zeit ihres Aufwachsens zumindest von der oedipalen Mutter nicht getrennt. Insofern konnte er ihnen, da selbst nicht getrennt, nur eine Kopie ihrer selbst zurückgeben. Der in Fällen solcher Art unvermeidliche Vorgang der Parentifizierung versetzt die Söhne an die Stelle des Vaters. Sind Ablehnung und Hass auf den Vater in der oedipalen Situation in der Regel schon nicht unbeträchtlich (und Oedipus ist ja tatsächlich zugleich auch ein mit ihnen konkurrierender Bruder), so steigert sich die Aggressivität des hybrid-narzisstisch mit seiner Mutter Identifizierten ins Übermäßige, wie am Beispiel des Oedipus selbst abzulesen ist, der seinen Vater ermordete.

Setzt sich nun der Hass des Oedipus auf seine Söhne nach seiner Selbstblendung unvermindert fort, so gewinnen wir ein weiteres Indiz für das Fortbestehen der unheilvollen frühen Mutterfixierung. Tatsächlich zeigt Oedipus sich später im „Oedipus auf Kolonos“ von maßloser Rache und erbarmungslosem Hass auf seine Söhne erfüllt, die er beide in todbringender Weise verflucht. So sagt er etwa zu Polyneikes, der ihn im Bruderkampf um Unterstützung bittet (Oe. auf Kolonos 1370-1375):

„Doch blickt der Geist der Rache noch nicht so nach dir  
wie bald, wenn erst die Scharen gegen Thebens Burg  
anstürmen werden. Denn es ist nicht möglich, daß  
du diese Stadt zertrümmerst; vielmehr fällst du selbst  
vorher blutüberströmt und so dein Bruder auch.

Schon früher warf ich solche Flüche gegen euch: ...“

Auch nennt Oedipus Polyneikes seinen Mörder (Oe. auf Kolonos 1361), weil der ihn aus der Stadt vertrieben und ins Elend gestoßen habe. Dieser Vorwurf illustriert die hiergegebene Deutung weiter.

---

Schließlich spricht auch die Tatsache, dass bei Oedipus in beiden Dramen so gut wie kein Zeichen der Trauer zu entdecken ist, für ein gewisses Fortbestehen der Bindung an die frühe Missbrauchsmutter. Auch der Abschied von der schlimmsten und schändlichsten Mutter dürfte doch beim Sohn wohl bestimmte Gefühle der Trauer oder doch der Traurigkeit hervorrufen.

Sieht es nach Allem so aus, als wenn die frühe Mutter immer noch eine gewisse Macht über Oedipus ausübt, so bleibt zum Schluss die Frage zu beantworten, in welchem Umfang Oedipus von diesem Einfluss Kenntnis hat.

Dass Oedipus die Selbstblendung als Strafe für die Schuld und Hybris der oedipalen Verbrechen bewusst erlebt, wurde schon gesagt.

Auch auf der Seite des frühen Unglücks bilden sich wie es scheint die seelischen Zusammenhänge nach Ursache und Wirkung trotz aller zwischenzeitlichen Verwirrung letztlich hinreichend klar in Wahrnehmung und Bewusstsein des Oedipus ab.

Aufgrund der Orakelsprüche und der Weissagungen des Teiresias weiß Oedipus – jetzt in existenzieller Weise –, dass ein Fluch über seinem Leben liegt von Anbeginn und dem seiner Eltern, mit anderen Worten, dass die schweren seelischen Verirrungen und Störungen seiner Eltern (und deren Vorfahren) massive Auswirkungen auf sein eigenes Seelen- und Körperleben haben, auch heute noch. Er nennt sich einen „Unheilsson“ (K.Oe. 1331). Er sagt (K.Oe. 1360): „Nun bin ich ruchlos, bin heilloser Eltern Kind, ...“ und (K.Oe. 1397): „Denn übel jetzt und übler Abkunft find’ ich mich.“ Erinnert sei hier auch an die Auslegung des Orakelspruchs (K.Oe. 1176), die lautet, er werde seine Eltern töten.

Aber es bleibt bei Oedipus nicht bei diesem allgemeinen Wissen, dem Verhängnis ausgeliefert zu sein, sondern er kennt jetzt auch die Wege und Schritte, die das Unglück nahm, und die Möglichkeiten und Grenzen seiner Gegenwehr.

So ist ihm seit seiner Kenntnis von der Aussetzung auch aufgrund seiner heftigen Reaktionen klar, dass hier ein ganz frühes Verbrechen seiner Mutter vorliegt, denkbarer Weise auch in der Form einer schweren Vernachlässigung, die dem eigentlichen sexuellen Missbrauch vorausgeht.

Auch dürfte er angesichts des bis in die Gegenwart fortgeführten Inzests und manch anderer Indizien, – die verformten Füße, sein merkwürdiger Name, seine Erlebnisse mit der verführerischen Sphinx, seine dauernde unterschwellige Verzweiflung, die jetzt in Hass umgeschlagen ist –, den Charakter des mütterlichen Verbrechens als sexuellen Übergriff erkennen.

Man gewinnt den Eindruck, dass Oedipus selbst den Missbrauch und dessen Zusammenhang mit seiner Selbstblendung wahrnimmt und seinem Scharfsinn nicht die Ähnlichkeit der seinerzeitigen und

der jetzigen Instrumente entgeht, wenn er, kurz nachdem ihn vollständige Dunkelheit umfängt, klagt (K.Oe. 1317, 1318):

„Weh mir, ja nochmals! Wie drang in mich ein zugleich  
der Stich der Stacheln und des Leids Erinnerung!“

Deutlicher im hier vertretenen Sinn, allerdings weniger wortgetreu, klingt die Übersetzung der Zeilen bei Buschor:

„Und nochmals Wehe! Wie durchbohren mich  
Der neue Stachel und der alte Biß!“

Man wüsste zu gern, welche Kenntnis oder welches Ahnen Buschor zu dieser Übersetzung brachte. Dass dem Oedipus der mütterliche Missbrauch als Ursache seiner Selbstblendung zu Bewusstsein kommt, wird ferner durch den Umstand nahegelegt, dass ihm die Heftigkeit seiner gegen die Mutter gerichteten Empörung natürlich vor Augen steht und diese als Auslöser der nachfolgenden Blendung auch ihm evident ist.

Da Oedipus die Blendung als Strafe für Inzest und Vätermord bewusst empfindet, dürfte ihm auch der mütterliche Missbrauch als *prima causa*, früheste Ursache, eben dieser Verbrechen klar sein.

Vielleicht ist hier ferner der Hinweis nützlich, dass Oedipus in seiner großen Klagerede (K.Oe. 1369-1415) den oral-sadistischen Charakter seiner Mutter in Erinnerung bringt, wenn er den Dreiweg („Treffpunkt“ von Vater und Sohn und Synonym des mütterlichen Genitales) anspricht, der Blut trank (Zeile 1400), und auch den Inzest mit der Mutter nicht unerwähnt lässt.

Bezeichnend ist, dass Oedipus hier die Mutter unter dem Synonym des Dreiwegs direkt anredet und vorwurfsvolle Klage führt.

Vergleichbar wendet er sich kurz zuvor an den Kithairon, der hier für die Mutter steht, und überhäuft ihn wie erwähnt mit Vorwürfen (K.Oe. 1391-1393).

Ganz ähnlich redet Oedipus auch schon vorher die frühe verbrecherische Mutter als Ungeist (Willige) oder Dämon (Buschor) an (K.Oe. 1311).

Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, dass hier ebenso wie an anderen Stellen der geografischen oder sonst wie objektiven Bedeutung der Äußerungen des Oedipus kein besonderes Gewicht zukommt. In Wahrheit handelt es sich auch hier um Vorgänge des Affekts und der Emotion, insofern kann sich etwaige Kenntnis auch nur auf diese beziehen. Unter welcher Anrede oder Bezeichnung eine solche Inanspruchnahme geschieht, ist danach in weitem Umfang belanglos: *falsa demonstratio non nocet*.

Denkbar ist schließlich auch, dass Oedipus – die Blindheit versorgt ja mit einer merkwürdigen Klarsicht – jetzt mehr oder weniger deutlich wahrnimmt, dass er mit seiner Verzweiflung, seinem Furor und seiner Selbstblendung den mütterlichen Missbrauch der Vergangenheit samt seinen Folgen gewissermaßen nachspielt, der dem Kind damals die Daseinssicherheit raubte und es verzweiflungsvoller und verwirrter Einsamkeit überließ. Auch jetzt bewirken ja Raserei und Blendung über den körperlichen Eingriff hinaus eine tiefgreifende Erschütterung seiner Selbstgewissheit und eine weitgehende Orientierungslosigkeit. Die jetzige Neuinszenierung der Vergangenheit enthält allerdings insoweit eine Abweichung von der frühen Szene als das, was damals dem Kind gegenüber grausame Drohung war, jetzt als Kastration in Form der Blendung realiter in Erscheinung tritt, welche für den erwachsenen Mann aushaltbar, das heißt hier, überlebbare ist.

So wird jedenfalls verständlich, warum Oedipus bei der jetzigen Neuaufführung der frühen Vergewaltigung die Blendung dem Tode vorzieht; er hat ja auch damals überlebt. So antwortet er (K.Oe. 1367-1370) auf die Äußerung des Chorführers:

„Nicht sagen könnt' ich, dass du recht beraten warst;

denn besser wär dir nicht mehr sein als lebend blind.“

mit den Sätzen:

„Daß dies nun so nicht auf das beste sei getan,  
das rede mir nicht ein! Berate mich nicht mehr!“

Vielleicht bringt Oedipus mit der zitierten Äußerung auch seine Erkenntnis zum Ausdruck, dass früher mütterlicher Missbrauch Wunden schlägt, die nicht gänzlich zu heilen sind, und dass die erlangbare relative Freiheit die Freiheit eines Gezeichneten ist, der seine Narben nicht verbirgt, aber mit dem Leben davonkommt.

Die nachfolgende lange Klagerede des Oedipus (K.Oe. 1371-1415) lässt sich jedenfalls auch in diesem Sinne lesen. Des längeren erklärt und rechtfertigt er, warum die Blendung die richtige Handlung war. Dann überkommt ihn der Jammer über sein Elend, seine Schuld, Scham und Schande. Doch ganz zum Schluss seiner Rede, als er von den anderen verlangt, hinausgeworfen oder gar getötet zu werden, fordert er sie auf (K.Oe. 1414, 1415):

„Gebt nach und fürchtet nichts! Denn meine Übel ist  
kein Sterblicher imstand' zu tragen außer mir.“

---

Nimmt man alles zusammen, so darf man feststellen, dass sich bei Oedipus der frühe Missbrauch als seelischer Auslöser alles Weiteren, Inzest und Vätermord eingeschlossen, hinlänglich deutlich in Wahrnehmung und Bewusstsein abbildet.

Freilich ist schwer zu sagen, mit welchem Grad an Bewusstheit und Klarheit Oedipus jeweils den bis in die Gegenwart reichenden Zusammenhang zwischen der frühen Katastrophe und seinem späteren Schicksal in seinen Einzelheiten wahrnimmt. Hinzu kommt, dass Wahrnehmungsintensität, Bewusstseinsklarheit und Erkenntnistiefe im Laufe der Zeit durchaus einem Wechsel unterliegen oder doch schwanken. Stets zu berücksichtigen ist zudem der unbedingte Erkenntniswille und die rückhaltlose Wahrheitsliebe des Oedipus, die nach wie vor einen entscheidenden Zug seines Wesens ausmachen.

An diesem Punkt stellt sich allerdings eine Frage:

Wenn, wie bislang vorgetragen der Erkenntnis- und Wahrheitsantrieb ein Abkömmling des allgemeinen Sexualtriebs ist, gewissermaßen ein Seitenarm des großen Stroms, liegt es dann nicht nahe, im Falle der Kastration auch eine erhebliche Einschränkung, wenn nicht gar ein Versiegen dieses Antriebs anzunehmen?

Diese Frage kann und soll hier nicht im Allgemeinen erörtert werden. Für den uns konkret beschäftigenden Fall, die Frage nämlich, ob für Oedipus nach seiner Selbstblendung eine erhebliche Einschränkung seines Erkenntnis- und Wahrheitsstrebens zu beobachten ist, bleibt lediglich Folgendes festzustellen.

Bei Oedipus hat sich als Folge des frühen mütterlichen Missbrauchs gerade zur Abwehr der endgültigen Katastrophe die Konstruktion eines „falschen“, durch narzisstische Identifizierung fabrizierten Selbst herausgebildet. Bei dessen Bildung spielt die aus der Not geborene projektive Identifizierung samt der in ihrem Rahmen aktivierten überreizten Frühsexualität des Kindes eine entscheidende Rolle. Und sie spielt sie für Oedipus noch heute, besteht doch das alte Dilemma im Verhältnis zur Mutter im Unbewussten des Oedipus mehr oder weniger weiter. Es geht bei ihm auch heute noch wie eh und je um den Kampf um das reine Überleben, in dem das Kind wie ehemals das Mittel einer früh entwickelten Sexualität einsetzt. Diese pathologische Frühreife zeigt sich vor allem auch in der Form einer verfrühten, gleichwohl faszinierenden Wahrnehmungs- und Erkenntnisbefähigung. Dieses alterprobt Mittel der puren individuellen Existenzsicherung spaltet

sich früh von der Fortpflanzungsfunktion ab, lässt sich von späterer Beeinträchtigung dieser Funktion nicht beirren und erfüllt (wie dargetan) seine Aufgabe weiter.

Zusammenfassend wird man sagen können, dass sowohl hinsichtlich der Gegenstände der Wahrnehmung (mütterlicher Missbrauch, Verursachung der „oedipalen“ Verbrechen sowie der Blendung, Wiederholungszwang hinsichtlich der frühen Abwehrmechanismen) als auch der Wahrnehmungsintensität es auf Seiten des Oedipus nicht nur zeitlich bedingte Unterschiede gibt.

Wenn man hier einen zusätzlichen Grad an Objektivierung ins Spiel bringen wollte, könnte man in analoger Anwendung die Bionsche Konstruktion des „Grid“ (Bion, 2006, 159) heranziehen, mit der er dem Analytiker für die Zeit außerhalb der Sitzung ein Orientierungsmuster an die Hand gibt, das ihm eine gewisse Ordnung seiner Erlebnisse und Eindrücke in der Sitzung erlaubt.

Der Rahmen dieses Gitters wird von zwei Koordinaten oder Leisten gebildet, einer senkrechten und einer waagerechten.

Die vertikale Kolumne erfasst die Äußerungen des Analysanden in Bezug auf die Ausgereiftheit oder Entwickeltheit seiner „Gedanken“ (im Bionschen Sinne) und reicht von der Kategorie A, den berühmten  $\beta$ -Elementen, bis zu H („Algebraic Calculus“).

Die horizontale Leiste beschreibt die Äußerungen unter dem Aspekt von Form und Funktion der Wahrnehmung des Analysanden in der konkreten Situation. Hier erstrecken sich die Kategorien der Erfassung von Ziffer 1 („Definitory Hypotheses“) bis zu Ziffer 6 („Action“), dem Handeln einschließlich des Agierens.

Wenn wir nun das Bionsche „Gitter“ (in leichter Abänderung) für unsere Zwecke verwenden, nämlich zur genaueren Erfassung von Wahrnehmungs- und Bewusstseinsgrad des Oedipus hinsichtlich seiner frühen tragischen Lebensgeschichte und ihrer Auswirkungen, so erscheint es ratsam und richtig, jeweils zwischen dem Objekt von Wahrnehmung und Bewusstsein und der Erscheinungsform sowie der Funktion dieses Sinnesorgans zu unterscheiden.

So gesehen kämen für die Einschätzung von Oedipus' Wissen um die Umstände und Folgen seines frühen Unglücks prima facie die senkrechte Kolumne mit den Buchstaben E („Conception“) und F („Concept“) in Betracht und die horizontale Reihe der Ziffern 3 („Notation“), 4 („Attention“) und 5 („Inquiry“).

In der Bionschen Theorie (Bion, 1990c, 225-235) bildet sich eine „Konzeption“ aus dem subjektiv befriedigenden Zusammentreffen einer „Präkonzeption“ und einem Realerlebnis. Die „Präkonzeption“ ist hier eine Erwartung, gebildet nach dem Modell der dem Säugling angeborenen Erwartung einer Brust. Passt das reale Erlebnis nicht oder nicht vollständig mit der Erwartung zusammen, so hängt alles davon ab, ob die entstehende Versagung ertragen werden kann. Im positiven Fall ermöglicht das einsetzende Realitätsprinzip dem Kind die Bildung von „Gedanken“, um die Lücke der Versagung zu überbrücken, bis das befriedigende Realerlebnis eintritt. Was sich dann bildet, ist eine „Konzeption“. Nach dem gleichen Muster können später bei entwickelter Denkfähigkeit aus den „Konzeptionen“ „Konzepte“ im Sinne sprachlich formulierter Begriffe entstehen.

Was die Arbeitsweise des Bewusstseins angeht, so bezieht sich Bion für die Erläuterung der Ziffer 3 auf Freuds Ausführungen zu den Funktionen des Bewusstseins unter dem Eindruck der Einwirkungen der Realität (Freud, 1911, 229-238) und den dort verwendeten Begriffen der Aufmerksamkeit, des Merkens und des Gedächtnisses. Bei den Ziffern 4 und 5 geht es nach Bion um zwei Sorten der Aufmerksamkeit, bei ersterer mehr um ihre bekannte „frei schwebende“ Form und bei letzterer eher

um ihre auf einen bestimmten Gegenstand gerichtete Ausprägung. Letztlich handelt es sich bei den Ziffern 3, 4 und 5 zentral um die Aufmerksamkeit, welche das Bewusstsein der Realität zuwendet, einmal in Gestalt des Merkens im Sinne einer Beteiligung des Gedächtnisses, zum anderen in flottierender und schließlich in fokussierter Weise.

Legt man das Bionsche Grid zugrunde, so sollten für die Beurteilung des Grades von Wahrnehmung und Bewusstsein des Oedipus keine allzugroßen Schwierigkeiten bestehen, soweit es um den mütterlichen Missbrauch, die Verursachung der späteren oedipalen Vergehen durch das frühe mütterliche Verbrechen und die nachfolgende Blendung geht. Nach dem bisher Dargelegten dürfte hier die Konstruktion E4 gegeben sein, unter Umständen auch F4.

Schwieriger gestaltet sich die Einordnung hinsichtlich der Frage, ob und in welchem Maße dem Oedipus der zirkuläre Charakter eines wesentlichen Teils seiner Selbstkonstruktion zu Bewusstsein kommt. Diese Struktur seines Selbst bildet sich ja als Niederschlag seiner fast lebenslänglichen mit äußerstem Nachdruck geführten Auseinandersetzung mit der frühen Missbrauchsmutter und deren sehr begrenzter Verwandlung heraus, einer Auseinandersetzung, welche im Wahnsinn und in der Blendung des Oedipus ihren Höhepunkt, allerdings nicht ihr Ende findet. Die Fixierung an die frühe Mutter in der Gestalt, die sie nach dem Tode der Sphinx gefunden hat, besteht im Inneren des Oedipus weiter, wo sie die genannten kreisförmigen Abwehrbewegungen zeitigt. Die Frage bleibt, in welchem Maße Oedipus sich dieser Hinterlassenschaft eines internen Relikts der frühen Missbrauchsmutter bewusst ist.

Dass diese Fixierung selbst objektiv in gewissem Maße fortbesteht, kann nach dem Dargestellten nicht in Zweifel gezogen werden. Ebenso wenig kann zweifelhaft sein, dass Wahrnehmung und Erkenntnis des eigenen Selbst jeden Menschen vor ganz besondere Schwierigkeiten stellen. Bion weist ausdrücklich darauf hin (Bion, 1990c, 229-232).

Bislang wurde die fortbestehende Bindung an die frühe Mutter in erster Linie anhand von sprachlichen Äußerungen des Oedipus und der darin zum Ausdruck kommenden kreisförmigen Abwehrprozesse aufgezeigt. Soweit sich die dem Wiederholungszwang unterliegende Selbststruktur des Oedipus lediglich verbal manifestiert, wird man, um sicher zu gehen, bei ihm lediglich von ahnungsvollen oder intuitiven Vorstellungen in Bezug auf den zirkulären Charakter seiner Selbstkonstruktion ausgehen können, also von „Praekonzeptionen“ im Bionschen Sinne.

Eine Überlegung allerdings rückt diese Vorstellungen auf der gegenständlichen Seite in den Rang von „Konzeptionen“: Der das Selbst in bestimmtem Umfang beherrschende Wiederholungszwang bringt sich nicht nur im Gespräch, also in verbaler Äußerung zum Ausdruck, sondern mehr und deutlicher noch im faktischen Verhalten und Handeln. Hier ist er auch von dem Betroffenen schwerer zu übersehen und damit leichter zu erkennen, vor allem von einem wie Oedipus. Hinzu kommt, dass Verhaltensauffälligkeiten in Form von extrem widersprüchlichen und schwankenden Auftritten der Umgebung in aller Regel nicht verborgen bleiben und schnell deutliche Kritik hervorrufen.

Einen Hinweis auf diese Reaktion seiner Mitmenschen können wir der letzten Äußerung Kreons im „König Oedipus“ dem Oedipus gegenüber entnehmen. Dem Kreon war ja dessen Verhalten aus langer Bekanntschaft vertraut.

Eben noch verlangt Oedipus von Kreon, aus dem Lande gewiesen zu werden, jetzt, wenige Augenblicke später, besteht er darauf, von seinen Töchtern, die doch in Theben bleiben müssen, nicht getrennt zu werden. Hierauf sagt Kreon zu Oedipus (K.Oe. 1522, 1523):

„... Nicht auf jedem Wunsch besteh‘!

Denn was dir nach Wunsch gegangen, blieb dir nicht fürs Leben treu.“



Man vergleiche auch die Stelle im „Oedipus auf Kolonos“ (Zeilen 852-855), wo Kreon ihm vorhält:

„... Mit der Zeit, ich weiß, siehst du's schon ein,  
daß du dir selber weder heute Gutes tust  
noch früher angetan hast, als den Freunden du  
zum Trotz dem Zorn dich hingabst, der dich stets entehrt.“

Wir dürfen im Ergebnis davon ausgehen, dass die Beschaffenheit des Bewusstseins des Oedipus hinsichtlich der zirkulären, seinen Charakter weithin bestimmenden Phänomene durch die Koordinaten E4 des Bionschen Systems angemessen erfasst wird.

## E. Schluss

Was bleibt als Ergebnis unserer Betrachtung des Lebensweges des Oedipus festzuhalten?

Allgemein gesprochen finden wir die These bestätigt, welche die entscheidende Bedeutung der Einhaltung des väterlichen Gesetzes für das Gedeihen des Einzelnen wie der Gemeinschaft hervorhebt, – ganz unabhängig davon, ob der Einzelne die Gebote dieses Gesetzes schuldhaft oder unverschuldet verletzt. Und auch die schreckliche Tatsache findet ihre Bestätigung, dass solche Gesetzesverstöße noch an den Kindern und Kindeskindern des Gesetzesbrechers geahndet werden. Auch Oedipus muss nach einem langwierigen und mühseligen Ringen um Selbsterkenntnis schließlich die Gültigkeit des väterlichen Gesetzes anerkennen, ganz ohne Rücksicht darauf, ob die Gebote dieses Gesetzes schuldhaft oder unverschuldet verletzt werden.

Die Aussagen des Hirten am königlichen Hof in Theben, die Oedipus über seine wahre Herkunft aufklären und ihm die mörderische Aussetzung durch seine Mutter und deren Motiv, die Orakelsprüche, offenbaren, stürzen Oedipus wie berichtet in tiefste Verzweiflung und äußerste Erregung. Vor Rachsucht rasend stürmt er schreiend wie von Geisterhand geführt in das Gemach seiner Frau (und Mutter) und findet sie erhängt. Laut brüllt er auf, bettet sie auf dem Boden, entnimmt ihrem Gewand zwei goldene Nadeln und sticht sich mit diesen die Augen aus.

Unmittelbar nach seiner Tat erlebt Oedipus die Blendung als Sanktionierung seiner Verbrechen von Inzest und Vaternord und spricht sogar von seiner alleinigen Schuld. Doch schon bald nimmt er wahr, dass seinen Taten ein frühes Verbrechen seiner Mutter zugrunde liegt, der Missbrauch des Kindes, und dass seine eigenen Untaten die fast unausweichlichen Folgen dieses mütterlichen Verbrechens sind. So kommt Oedipus zunehmend zu der Überzeugung, durch Inzest und Vaternord keine Schuld auf sich geladen zu haben. Besonders deutlich wird das im Stück „Oedipus auf Kolonos“, welches das weitere Leben des Oedipus (nach der Verbannung aus der Stadt) zum Gegenstand hat.

Oedipus hadert jetzt mit seinem Schicksal und erhebt bittere Vorwürfe gegen seine Eltern. So fragt Oedipus im Disput mit dem Chorführer (dem Vorsteher des Ältestenrats von Kolonos), der ihn aus dem Bezirk Kolonos vertreiben will, warum man seinen bloßen Namen fürchte (Oe. auf Kolonos 265-274):

„... Denn mein Leib  
und meine Taten sind's doch nicht: die Taten sind  
ja mehr von mir erlitten als verübt, wenn ich  
dir von der Mutter und vom Vater sagen sollt',  
um derentwillen du mich fürchtest: das weiß ich

genau. Und doch: wie wär' ich böse von Natur,  
da ich Erlittenes vergalt? Und hätt' ich es  
bewußt getan, so ward ich darum doch nicht schlecht.  
Nun wußt' ich nichts davon und kam, wohin ich kam.  
Sie aber weihten wissend mich dem Leid, dem Tod.“<sup>7</sup>

Wenig später verteidigt sich Oedipus gegenüber den Vorhaltungen des Chores in vergleichbarer Weise mit dem Hinweis auf seine Unwissenheit. Er sagt unter anderem (Oe. auf Kolonos 521-523):

„Unheil duldet' ich, o Freunde, erduldet's  
ungewollt: Gott soll es wissen,  
nichts tat aus eigenem Entschluß ich.“

Gegenüber dem Vorwurf des Vatemords beruft sich Oedipus kurz danach außer auf sein Nichtwissen auf einen Rechtsumstand, nämlich Notwehr, wenn er vorbringt (Oe. auf Kolonos 547, 548):

„Unwissend nämlich erschlug ich und tötete,  
kam ahnungslos dazu, dem Gesetz nach schuldlos...“

Auch gegenüber Kreon, der sich anschickt, ihn und seine Töchter aus Kolonos zu entführen und nach Theben zu verschleppen, lässt sich Oedipus später in ähnlicher Weise ein (Oe. auf Kolonos 960-1013), nachdem Kreon sein Vorhaben vor Theseus, dem Herrscher Athens, der sich ihm in den Weg stellt, damit rechtfertigt, dass Athen gewiss „keinen schuldbefleckten Mann..., der den Vater mordete und der in höchst verruchtem Ehebund betroffen ward“, aufnehme (Oe. auf Kolonos 944-946). Oedipus bezieht sich hier außer auf seine Unkenntnis auf den Fluch der Götter, der auf der Familie des thebanischen Herrscherhauses wohl schon seit langem lastet. Er verweist damit in einer religiösen Diktion auf das Phänomen der intergenerationellen Weitergabe inzestuöser Verhältnisse innerhalb einer Familiengeschichte.

Oedipus' Leugnung jeglicher Schuld ist ein weiterer Hinweis auf die Tatsache, dass er trotz großen Mutes und enormer Anstrengungen sich aus den Fesseln der frühen, aus der Not geborenen narzisstischen Identifizierung mit der Mutter nicht vollständig hat befreien können. So ist er weiterhin auf das Rad des steten Kreislaufs von Entfernung und Wiederannäherung im Verhältnis zur Mutter geflochten.

Die Härte dieses Schicksals mag im Laufe der Jahre auch aufgrund wachsender Einsicht abnehmen und gemildert werden; Oedipus selbst empfindet es so, wenn er gegenüber Kreon vorwurfsvolle Klage erhebt (Oe. auf Kolonos 437-441):

„... doch als dann durch die Zeit die Pein gemildert war  
und ich erkannte, daß mein Zorn ausschweifend mich  
zu hart gestraft, weit übers Maß der frühern Schuld,  
da erst, nach langer Zeit, hat mit Gewalt die Stadt

---

<sup>7</sup> Es fällt auf, dass, wenn man die letzte Zeile auf die Aussetzung beziehen will, von einer Mittäterschaft, zumindest einer Mitwisserschaft, des Laios die Rede ist ganz im Gegensatz zu den Verhältnissen im „König Oedipus“, in dem kaum vom Vater des Oedipus in diesem Zusammenhang gesprochen wird. Eine Ausnahme bilden insofern die Zeilen K.Oe. 1452, 1453. Eine Erklärung findet die Erwähnung der Schuld des Laios im „Oedipus auf Kolonos“ gewiss in dem Umstand, dass die Untaten des Oedipus, Inzest und Vatemord, gerüchtweise längst bekannt sind und er sich gegen die entsprechenden Vorwürfe zur Wehr setzen muss.

des Landes mich verwiesen;...“

So ist es bis heute. Auch die sorgfältigste und gründlichste Analyse vermag nicht alle Störungsfolgen eines traumatischen Mutter-Sohn-Inzests für Charakter und Persönlichkeit des Betroffenen zu beheben. Sie kann jedoch durch die Vermittlung von Erkenntnis und Einsicht eine deutliche Linderung seines Leidens bewirken (vgl. Shengold, 1963, 749).

Als Ergebnis seines starken Erkenntniswillens, seines großen Wagemuts und seiner bedingungslosen Entschlossenheit nimmt Oedipus schließlich auf seine Art wahr, dass ihm das frühe Verhängnis des Missbrauchs unabwendbar an die Mutter bindet.

Seine Bedeutung, ja Größe besteht darin, dass er auch jetzt seinem Wahrheitsbedürfnis folgend sein schweres Schicksal aushält, ihm standhält und weiterlebt und sich nicht dem Selbstmord, dem Wahn oder einer anderen Ausflucht ergibt. So lässt er den Vorsteher des Ältestenrats von Theben, der ihm vorhält, es wäre besser „nicht mehr sein als lebend blind“ (K.Oe. 1368), wissen (K.Oe. 1369, 1370):

„Daß dies nun so nicht auf das beste sei getan,  
das rede mir nicht ein! Berate mich nicht mehr!“

Mehr noch: Indem Oedipus im bürgerlichen Sinne unschuldig, für das Unbewusste aber schuldig, gegen göttliches und menschliches Recht verstößt, das Inzest und Vatermord verbietet, und die dafür verhängte Strafe, die Entmannung, auf sich nimmt, gerät er in die Rolle des Helden, der durch seine Taten Wünsche und Antriebe verwirklicht, die allen Menschen eigen aber verpönt sind, und der für sein Aufbegehren die verdiente Strafe erleidet. Die anderen (bei Freud die Brüderbande der Urzeit; im griechischen Drama der Chor) identifizieren sich anfangs mit dem Helden, von ihrem so entstehenden Schuldgefühl und Strafbedürfnis werden sie jedoch durch die Bestrafung des Helden entlastet und erlöst (zum ganzen Freud, 1912, 177-194; ders., 1937, 185-198).

Von diesen Vorgängen gibt der Chor im „König Oedipus“ deutliches Zeugnis unmittelbar nach der Aufdeckung der Verfehlungen des Oedipus (K.Oe. 1186-1222): Nachdem er dessen Ruhmestat, die Beseitigung der Sphinx, und die Erringung der Königswürde erwähnt, spricht er von seinem tiefen Fall als Folge seiner Freveltaten und betrauert und beklagt sein furchtbares Schicksal. Doch am Schluss heißt es (K.Oe. 1218-1222):

„Jammernd ohne Maß  
sich ergießt der Klagelaut  
mir aus dem Mund; doch zu sagen, was  
recht ist: ich atmet' auf dank dir,  
durfte zum Schlaf schließen meine Lider.“

Oedipus bewirkt so für seine Zeitgenossen und auch die Späteren Belehrung und Entlastung. Diese Wirkung des Oedipus kommt auch in einer Weissagung zum Ausdruck, von der Ismene ihm berichtet, dass nämlich seine Anwesenheit, ob lebendig oder tot, den Bewohnern des Landes Wohlfahrt und Segen bringen werde und er deshalb von ihnen sehr geschätzt werden würde (Oe. auf Kolonos, 389, 390).

Die Menschen der griechischen Antike wussten also, was sie taten, als sie Oedipus zu einem Heros<sup>8</sup> erhöhten, einem Wesen zwischen Mensch und Gott.

Diese verehrungsvolle Haltung des Volkes Oedipus gegenüber findet ihren Niederschlag auch im Drama des Sophokles. Als Oedipus anhand längst geweissagter Zeichen erkennt, dass er am Ende seines Lebensweges angekommen ist, fleht der Chor die Götter der Unterwelt an, nicht mit Mühsal und Gestöhn solle er seinen letzten Gang tun. Dann heißt es (Oe. auf Kolonos 1565-1567):

„Da vielfach schon ohne Schuld,  
Leidens Last ihn hart beschwert,  
erhöh' ihn nun die gerechte Gottheit!“

Wenden wir den Blick von der Wirkung des Oedipus wieder zurück auf seine Person, so erhebt sich die Frage, ob für ihn selbst sein Leben sich in einer Reihe von entsetzlichen und leidvollen Erlebnissen erschöpft, welche er dank eines nicht unbeträchtlichen Narzissmus zu ertragen in der Lage ist.

Die gestellte Frage kann nur im verneinenden Sinne beantwortet werden. Ein Teil der Größe und Bedeutung des Oedipus bis auf den heutigen Tag ist darin begründet, dass er durch Katastrophe, Zusammenbruch und Verwandlung hindurch im Großen und Ganzen erfolgreich den Weg der Gewinnung von Erkenntnis und Weisheit geht (vgl. hierzu Schadewaldt, 1996, 267-281). Sein kraftvoller erotischer Antrieb, dem seit langem schon ein fühlbarer Drang nach Erkenntnis und Wissen innewohnt<sup>9</sup>, ist es, der nach schmerzhafter Auflösung seiner oedipalen Verstrickung ihn befähigt, seinem Begehren das lustvolle Glück das Erkennens abzugewinnen (vgl. Freud, 1905b, 136; ders., 1930, 437, 438). Aber selbst da, wo trotz aller Bemühung eine Auflösung des Unglücks nicht gelingt, beim frühen mütterlichen Verbrechen des Missbrauchs, wird Oedipus des Erkenntnisglücks in ermäßigter Form teilhaftig, weil er den Zusammenhang zwischen dem frühen Verhängnis und seinen späteren Verfehlungen sieht und versteht. So schleudert er Kreon, der ihn bei Theseus verleumdet, seine Verteidigung ins Gesicht (Oe. auf Kolonos, 969-973):

„Erkläre drum: ist einem Vater gottverhängt,  
durch Wahrspruch, daß er sterbe durch des Sohnes Hand,  
wie darfst du dieser Untat mich beschuldigen,  
der noch vom Vater und der Mutter nicht den Keim  
des Lebens hatte, sondern ungezeugt noch war?“

Dass Oedipus' Erkenntnis- und Wahrheitsstreben nicht auf das Befinden der eigenen Person beschränkt ist, zeigt sich daran, dass er unmittelbar nach seiner Selbstblendung vor den Palast tritt und in aller Öffentlichkeit seine Verfehlungen sowie ihre Bestrafung bekennt und dadurch in Erfüllung einer letzten Amtspflicht als König seinem Volk ein furchtbares doch lehrreiches Beispiel gibt, ein Beispiel, das auch für unsere Zeit seine Wirkung nicht verfehlen darf.

Schließlich lehrt die Geschichte des Oedipus eine besondere Form der Erkenntnisgewinnung. Ist es der normale Weg der Erkenntniserlangung, die Geschehnisse allmählich mit Repräsentationen, Vorstellungen, Worten und Begriffen zu versehen, so wird ein gleicher Symbolisierungseffekt offenkundig auch erreicht, wenn eine seit langem verbal gefasste Aussage, hier: eine Prophezeiung, plötzlich ihre gegenständliche Erfüllung findet.

---

<sup>8</sup> Zum Charakter des Heros als eines Wesens zwischen göttlicher und menschlicher Existenz wie zwischen vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit vgl. Kerényi, 1997b, 12-26.

<sup>9</sup> Zum Zusammenhang von Eros und Erkenntnisstreben sowie Intelligenz vgl. Kristeva, 2008, 84.

Man wird unwillkürlich an eine heute allzuoft praktizierte Form der Wortverwendung erinnert. Es wird sozusagen mit der Wahrheit gelogen. Die Worte wirken wie Briefmarken ohne Klebefalz, ihnen fehlt – wenn man so sagen darf – die existenzielle Beschichtung. Aber auch solche Defekte der Symbolgewinnung und –verwendung lassen sich bekanntlich überwinden, die Worte wieder füllen, wenn einer – wie Oedipus – zu sich kommt.

Das Beispiel des Oedipus lehrt so, Erkenntnis nicht in erster Linie als intellektuelles Verstehen aufzufassen, sondern stets die existenzielle Dimension mit im Auge zu behalten, welcher der Vorrang gebührt. Die theoretische Einsicht hinkt stets hinterher. Ohne härteste Auseinandersetzung mit den inneren Antagonisten ist wirkliche Einsicht nicht zu haben. Das gilt wahrscheinlich für jedwede Form der Erkenntnisgewinnung.

## Literatur

- Bion, Wilfred R. (1990c): Eine Theorie des Denkens. In: Bott Spillius, Elizabeth (Hg.) (1990): Melanie Klein heute. Entwicklungen in Theorie und Praxis. Bd. 1. Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse) 1990, 225-235.
- (2006): Aufmerksamkeit und Deutung. Aus dem Englischen von Elisabeth Vorspohl. Tübingen (edition diskord) 2006.
- Christlieb, Wolfgang (1979): Der entzauberte Ödipus. München (Nymphenburger Verlag) 1979.
- Devereux, George (1953): Why Oedipus Killed Laius. A note on the complementary oedipus complex. Int. J. Psycho-Anal.34(1953) 132-141.
- Ferenczi, Sandor (1933): Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. In: Ders.: Schriften zur Psychoanalyse. Bd. II. Frankfurt (Fischer) 1972, 303-313.
- Freud, Sigmund (1905a): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie G.W. V. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1904-1905, 27-145.
- (1905b): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. G.W: VI. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1905, 1-269.
- (1911): Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. G.W. VIII. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1909-1913,229-238.
- (1912): Totem und Tabu. G. W. IX. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1912.
- (1915): Das Unbewusste. G. W. X. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1913-1917, 263-303.
- (1916b): Trauer und Melancholie, G. W. X. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1913-1917, 428-446.
- (1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. G. W. XI. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1917, 1-482.
- (1930): Das Unbehagen in der Kultur. G. W. XIV. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1925-1931, 419-506.
- (1937): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. G. W. XVI. Frankfurt am Main (S. Fischer) 1932-1939,1937, 101-246.
- Grunberger, Béla (2001): Von Narzissmus zum Objekt. Gießen (Psychosozial-Verlag) 2001.
- Hirsch, Mathias (1993): Latenter Inzest. Psychosozial 16 Heft II (1993) 25-40.
- (1994) Realer Inzest. Psychodynamik des sexuellen Missbrauchs in der Familie. 3. Aufl. Berlin, Heidelberg, New York (Springer) 1994.
- (2008): Inzest. In: Mertens, Wolfgang; Waldvogel, Bruno(Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3. Aufl. Stuttgart (W. Kohlhammer) 2008, 375-380.
- Kerényi, Karl (1997b): Die Mythologie der Griechen: Die Heroengeschichten. Teil II. Stuttgart (Klett-Cotta) 1997.
- Kristeva, Julia (2008): Das weibliche Genie-Melanie Klein. Gießen (Psychosozial-Verlag) 2008.
- Laplanche, Jean (2011): Neue Grundlagen für die Psychoanalyse. Die Urverführung. Gießen (Psychosozial-Verlag) 2011.
- Legendre, Pierre (1998): Das Verbrechen des Gefreiten Lortie. Abhandlung über den Vater. Lektionen VIII. Freiburg im Breisgau (Rombach) 1998.
- Müller - Pozzi, Heinz (1995): Psychoanalytisches Denken. 2. Aufl. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle (Huber) 1995.
- Nack, Emil; Wägner, Wilhelm (1955): Hellas, Land und Volk der alten Griechen. Wien (M. Salzer) 1955.
- Ogden, Thomas H. (1988): Die projektive Identifikation. Forum der Psychoanalyse 4 (1988) 1-21.
- (1995): Frühe Formen des Erlebens, Wien, New York (Springer) 1995.
- Quinodoz, Danielle (1991): „Ich habe Angst, mein Kind zu töten“ oder ausgesetzter Ödipus, adoptierter Ödipus. Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis 6. 1991, 47-61.
- Rank, Otto (1926): Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage. 2. Aufl. Leipzig und Wien (Franz Deuticke) 1926.
- Von Ranke-Graves, Robert (2007): Griechische Mythologie. Quellen und Deutung. 17. Aufl. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt Taschenbuch Verlag) 2007.

- Reddemann, Luise und Sachsse, Ulrich (2001): Traumazentrierte Psychotherapie der chronifizierten, komplexen Posttraumatischen Belastungsstörung vom Phänotyp der Borderline - Persönlichkeitsstörungen. In: Kernberg, Otto F. et al. (Hg.) (2001): Handbuch der Borderline – Störungen. Stuttgart, New York (Schattauer) 2001, 555-571.
- Ross, John Munder(1982): Laius and the „Laius Complex“. *Psychoanalytic Study of the Child* 37 (1982) 169-200.
- Schadewaldt, Wolfgang (1996): Die griechische Tragödie. Tübinger Vorlesungen. Bd. 4. 3. Aufl. Frankfurt am Main (Suhrkamp Taschenbuch) 1996.
- Schwab, Gustav (1975): Sagen des klassischen Altertums. Frankfurt am Main und Leipzig (Insel Verlag) 1975.
- Searles, Harold F. (1974): Der psychoanalytische Beitrag zur Schizophrenieforschung. München (Kindler Verlag) 1974.
- Segal, Hanna (1990): Bemerkungen zur Symbolbildung. In: Bott Spillius, Elizabeth (Hg.) (1990): Melanie Klein heute. Entwicklungen in Theorie und Praxis. Bd. 1. Stuttgart (Verlag Internationale Psychoanalyse) 1990, 202-224.
- Shengold, Leonard (1963): The Parent as Sphinx. *J. Amer. Psychoanal. Assn.* 11 (1963) 725-751.
- (1967): The Effects of Overstimulation: Rat people. *Int. J. Psycho-Anal.* 48 (1967) 403-415.
- (1979): Child abuse and deprivation: Soul murder. *J. Amer Psychoanal. Assn.* 27 (1979) 533-559.
- Sophokles (1980): König Oidipus. Übersetzung und Nachwort von Ernst Buschor. Stuttgart (Philipp Reclam Jun.) 1980.
- (1989): Sämtliche Werke. Im Versmaß übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Leo Turkheim. Essen (Phaidon Verlag) 1989.
- (2007): Dramen. Griechisch und Deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Wilhelm Willige. 5. Aufl. Düsseldorf (Artemis & Winkler) 2007.
- Trimborn, Winfried (2011): Narzissmus und Melancholie. Zur Problematik blockierter Individuation. Gießen (Psychosozial-Verlag) 2011.
- Van der Sterren, Driek (1986): Ödipus. Frankfurt am Main (Fischer) 1986.